

Hendrik Conscience



Die beiden Freunde

Die beiden Freunde.

Erzählung
von
Heinrich Conscience.

Aus dem Vlämischen.

Münster, 1881.
Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.
Aschendorff'sche Buchdruckerei in Münster.

Inhaltsverzeichnis

Die beiden Freunde.

- I.
- II.
- III.
- IV.
- V.

I.

Im Frühling des Jahres 1854 machte ich eine Reise nach Brüssel, um mit verschiedenen meiner Freunde über gewisse, die vlämische Literatur betreffende Angelegenheiten zu berathen.

Eines Nachmittags unternahmen wir gemeinschaftlich einen Spaziergang nach dem Tercameren-Busch.

Das Wetter war herrlich; hell strahlte die Sonne an dem wolkenlosen Himmel, das junge Laub glänzte und duftete und der Gesang der Vögel schallte durch den Wald.

Auch in unsere Seelen war der Frühling eingekehrt; wir unterhielten uns voll Begeisterung über unsere Muttersprache und über vlämische Kunst und begrüßten überströmenden Herzens den Triumph unseres wiedergeborenen Vaterlandes, als stände er in der nächsten Zeit bevor.

Auf dem Rückwege nach Brüssel setzten wir uns am Vleurgatschen Wege vor einem Wirtshaus nieder, um im Schatten der Linden und bei einem Glase Bier ein wenig auszuruhen.

Die Unterhaltung war bald wieder frisch im Gange; doch jetzt deutete Einer aus unserer Gesellschaft, ein junger Dichter, mit Lebhaftigkeit auf den Weg und richtete unsere Aufmerksamkeit auf Etwas, das ihm seltsam erschien.

»Welch' eigenthümliches Bild,« flüsterte er, »das ist ja wie ein lebendes Gedicht. Still, sehn Sie doch . . . «

Wir sahen zwei sehr alte Männer, Arm in Arm, schwankenden Ganges und sehr langsam auf uns zukommen; Beide waren wie wohlhabende Bürger gekleidet. Sie hatten uns offenbar nicht bemerkt, jedenfalls nahmen sie keine Notiz von uns.

Der Eine mochte neunzig Jahre zählen, er ging tief gebeugt und sein Kopf wankte hin und her, als vermöchte der Hals nicht mehr die Schwere des Gehirns zu tragen. Seine Wangen waren hohl, seine Knochen nur noch mit Haut bedeckt, Kinn und Nase stießen fast an einander.

Trotz des warmen Wetters trug er einen Mantel von ziemlich

schwerem Stoff, dessen langer Kragen über Brust und Schultern herabfiel; er stützte sich auf einen langen Stock aus spanischem Rohr, dessen silberner Kopf über die Hand hervortrat.

Die ganze Erscheinung machte den Eindruck, als ob das Grab sie mit Ungeduld erwarte, der Mann glich einer wandelnden Leiche.

Sein Geführte mußte jünger, vielleicht einige siebenzig Jahre sein, wiewohl auch er schneeweißes Haar hatte und ein abgemagertes Gesicht. Aber sein Blick war klar, er trug den Kopf aufrecht und in seinen Bewegungen kennzeichnete sich noch einige Lebenskraft.

Seine Kleidung bestand aus einem blauen Ueberrock der bis unter das Kinn zugeknöpft war; ein buntfarbiges Bändchen, offenbar ein Ehrenzeichen, schmückte eins seiner Knopflöcher.

Beide Greise waren eindruckerweckende, man möchte fast sagen majestätische Bilder des menschlichen Alters.

Was indessen mehr noch als ihre äußere Erscheinung unser Interesse weckte, war die Sorgfalt und Liebe, die sich in dem Verhalten des jüngeren Mannes seinem alten Gefährten gegenüber kund gab.

War er vielleicht sein Sohn? Auch in diesem Falle würde sein Betragen uns mit Bewunderung erfüllt haben. Er lenkte die Schritte des lebensmüden Greises mit einer ängstlichen Vorsicht, stützte ihn, entfernte die Steine aus seinem Weg, redete ihm Muth ein, trocknete ihm mit einem weißen Tuche den Schweiß von der Stirn, ja er verscheuchte selbst die Fliegen, die seinen Schützling zu belästigen drohten.

Die beiden Alten näherten sich dem Wirtshaus vor dem wir und befanden; der Jüngere führte den Andern an einen Tisch, rückte ihm den Stuhl zurecht und rief der Wirthin zu, das; sie ein Glas Zuckerwasser und einen Seidel Bier bringen solle.

Schweigend beobachteten wir das seltsame Paar und sahn, wie der Mann mit dem Ehrenzeichen seinem Gefährten das Glas an die Lippen brachte, ihm dann den Mund abwischte und ihn bequem setzte. Mehr als Alles dieses rührte uns indessen die Liebe, die aus den Zügen des Jüngeren sprach und die unendliche Dankbarkeit, welche wie ein letzter Funke die fast erloschenen Augen des Aelteren belebte.

Nach einiger Zeit half der Erste seinem Cameraden aufstehen, und Beide entfernten sich eben so langsam wieder, wie sie gekommen waren, in der Richtung von Elsene.

Wir sprachen noch lange von den beiden Greisen, die einen so tiefen Eindruck auf uns gemacht hatten. In mir entstand sogleich der Gedanke, das schöne Bild einem meiner Bücher zu Grunde zu legen; da indessen der junge Dichter zuerst die Absicht ausgesprochen hatte, dasselbe in seinem Gedichte zu schildern, so mußte ich diese Idee fahren lassen.

Wir fragten die Wirthin nach den beiden Greisen, doch wußte sie nicht Näheres darüber anzugeben, da sie erst sei Kurzem von Brüssel hierher gezogen war. Sie theilte uns nur mit, daß sie zu Elsene wohnten und daß man sie in der Umgegend die beiden alten Freunde nenne.

Den ganzen Tag hindurch und noch am Abend, als ich mit der Eisenbahn nach Antwerpen zurück fuhr, schwebte mir das rührende Bild vor den Augen.

Im Laufe der Zeit verblaßte es allmählich wieder und meinem jungen Freunde muß es ebenso gegangen sein, denn es ist mir nicht zur Kenntniß gekommen, daß er die beiden Greise in einem seiner Gedichte verwerthet hat.

Sechzehn Jahre später, als ich mich selbst eine Zeit in Elsene aufhielt, hörte ich in einer dort ansässigen Familie etwas erzählen, das auf die alten Freunde von damals Bezug zu haben schien.

Ich hatte mich nicht getäuscht; auf nähere Nachfrage erfuhr ich, wer diese beiden Greise gewesen waren und wo der Quell ihrer großen, treuen Liebe zu einander entsprang.

Sie sind nun längst gestorben und auch ihre nächsten Verwandten sind heimgegangen. Ich darf also, mit Abänderungen, meinen Lesern wieder erzählen, was über die beiden Freunde, zu meiner Kenntniß gelangt ist.

II.

An einem Juniabend des Jahres 1812, in später Stunde, trat der unter dem Namen: »der gute Doktor von Elsene« allgemein bekannte Herr Christians in ein Wirtshaus des Dorfes Etterbeck bei Brüssel.

In dem Halbdunkel der Schänkstube erkannte er einen seiner Freunde, den Viehhändler Mark, welcher, den Kopf auf die Hand gestützt, in einem Winkel saß.

Er trat aus ihm zu, klopfte ihm auf die Schulter und rief lachend:

»Ein sonderbarer Platz das zum Schlafen, Herr Mark, verzeihen Sie, wenn ich Sie aus süßen Träumen wecke.«

Jetzt aber glaubte er in den Zügen des also Angeredeten eine tiefe Bekümmerniß zu entdecken.

»Haben Sie Verdruß gehabt?« fragte er.

»Ich komme von Anderghem und bin müde,« antwortete der Kaufmann. »So allein hier zu sitzen ist nicht angenehm, besonders, wenn man ohnehin schon keine Veranlassung hat, heiter gestimmt zu sein.«

»Nun, ein halbes Stündchen kann ich bei Ihnen bleiben; lassen Sie uns ein wenig zusammen plaudern.«

»Sie, Christians, sind um so munterer; die Freude strahlt Ihnen ja aus den Augen.«

»Mir ist auch heute ein großes Glück begegnet, Freund Mark.«

»Schon wieder?«

»Schon wieder?« wiederholte der Doktor erstaunt.

»Nun freilich,« bestätigte der Andere mit einem leichten Anflug von Aerger, Sie sind der glücklichste Mensch, den ich kenne. Seit unserer Kindheit erinnere ich mich nicht, daß Ihnen jemals Etwas in die Quere gekommen ist, während ich, Gott sei's geklagt, stets nur mit Mühe und Noth zu kämpfen habe. Sie können es mir glauben, Christians, es gibt Augenblicke, wo ich wünsche, todt zu sein.«

»Sollten Sie vielleicht Unglück gehabt haben in Ihren Geschäften?« fragte der Doktor verwundert; »ich wäre in dem

Falle gern bereit, Ihnen nach Kräften zu helfen.«

»Helfen! da ist nicht zu helfen!« seufzte der Kaufmann. »Können Sie meine älteste Tochter, die kürzlich gestorben ist, aus dem Grabe zurückrufen? Können Sie mir meinen armen Sohn Jakob wiedergeben, meinen armen Sohn, den der Menschenschlächter Napoleon nach Deutschland geschleppt hat, um ihn in der nächsten großen Schlacht als Kanonenfutter zu gebrauchen?«

»Er lebt doch noch? . . . Nun so wollen wir hoffen, daß Gott ihn beschützen wird.«

»Ach, es waren ihrer hundertundzwanzigtausend junge Leute, welche mit dem Kaiser nach Russland zogen. Wie viele werden davon wiederkehren? Wenn ich an meinen unglücklichen Jakob denke, so verliere ich fast den Verstand. Soll ich Ihnen erzählen, was ich diese Nacht geträumt habe? Ich war ein Zauberer und sammelte vermittelst meiner Kunst alle Thränen und alles Blut, das dieser schändliche Antichrist auf dem Gewissen hat, in ein mächtiges Becken. Eine furchtbare Lache war es, tief und weit wie ein See, und in dem rauschenden, gährenden Naß ertränkte ich jubelnd den nichtswürdigen Korsen, der auch mir ein Kind aus den Armen gerissen hat, um es dem Teufel seiner Herrschsucht zu opfern.«

»Ich verstehe ihre Angst,« versetzte der Doktor »aber Sie thun Unrecht, sich so gänzlich der Verzweiflung hinzugeben. Gerade heute sind gute Nachrichten von dorthier gekommen. Ehe er Polen verläßt, um in Rußland einzudringen, hat Napoleon dem Czaren seine letzten Forderungen und Friedensbedingungen kund thun lassen; seit Wochen schon ist man eifrig am unterhandeln und, wie es scheint, ist Aussicht da, den schrecklichen Krieg zu verhindern. In dem Falle kehren dann die Ausgehobenen ohne Zweifel sofort in ihre Heimath zurück.«

»Ist es wahr, was Sie sagen? Täuschen Sie mich nicht?« rief der Kaufmann und ein Strahl der Freude verklärte seine kummervollen Züge.

»Ich habe vorhin bei Herrn Walter einen Brief aus Warschau gelesen, in dem die Nachricht enthalten ist. Uebrigens sprechen auch schon die Zeitungen davon.«

»O wenn das wäre, wie herzlich wollte ich Gott für seine Güte danken!« rief der Viehhändler. »Mein Freund, Sie Sie wissen es nicht, wie elend es einen Vater macht, wenn er im Geiste seines Kindes Leiche blutig und verstümmelt auf dem Schlachtfelde liegen sieht.«

»Ich kann es mir lebhaft vorstellen,« sagte der Doktor mit einem Seufzer.

»Nein, das können Sie nicht, daß kann Niemand, der es nicht selbst erfahren hat, und am wenigsten Sie, der das Unglück nur von Hörensagen und an Anderen kennt. Ihr Ihr Bernhard und mein Jakob loosten an demselben Tage; Bernhard zog eine der höchsten Nummern und kam frei, mein armer Junge fiel bis über die Ohren herein. Noch nicht genug, ich gab dem ersten Stellvertreter fünftausend, dem zweiten siebentausend Franken. Beide desertierten. Ich wollte mein Haus belasten und ein noch größeres Opfer bringen, aber kein Ersatzmann war mehr zu finden, mein Jakob musste selbst den Tornister auf den Rücken nehmen. Meine Frau war drei Monate krank und ich bin fast von Sinnen. So etwas kann Ihnen nicht passieren.«

»Ich bekenne mit Dank gegen Gott, das; ich bisher glücklich war,« versetzte der Doktor, »hinsichtlich meines Sohnes würde ich indessen dennoch nicht vollkommen ruhig sein, wenn die günstigen Nachrichten aus Polen mir die Gefahr nicht aus weiter Ferne zeigten. Bernhard hat zwar ein sehr hohes Loos gezogen, aber wenn man, in Folge einer etwaigen Niederlage des Heeres, von Neuem ein paar Mal hunderttausend junge Leute aushöbe, wer sagt mir, daß Bernhards Nummer nicht ein die Reihe käme?«

»O, das ist undenkbar, so hoch wird man niemals steigen. Und außerdem haben Sie die Mittel, einen Stellvertreter zu bezahlen.«

»Wenn es deren nun aber keine mehr gibt, wie Sie selbst sagen?«

»Für Sie würde sich schon Einer finden und müßte er aus der Erde kommen.«

»Jetzt träumen Sie aber wirklich, Freund Mark! Man kann sein ganzes Leben vom Glück begünstigt gewesen sein, — ein Tag, eine Stunde reicht hin, um daß Elend kennen zu lernen.«

»Sie müssen doch selbst gestehn, das; Sie ein echter

Glücksvogel sind, Christian. Ihr Bernhard bleibt nicht allein vom Kriegsdienst verschont, nein, er macht auch noch die Bekanntschaft der Tochter des Millionärs Walter. — Sie hören, ich bin in die Sache eingeweiht — Wäre er nicht Ihr Sohn, so würde ich meinen Zweifel an dem Erfolge hegen; so aber wird jedenfalls eine Heirath das Ende sein.«

Der Doktor zuckte die Achseln.

»Davon sind wir noch weit entfernt,« murmelte er. »Ich glaube gern, daß Fräulein Walter meinem Bernhard gefällt, aber wie denkt sie über ihn? Und was würde ihr Vater sagen, wenn wir eine so ungleiche Verbindung in Vorschlag brächten?«

»Lassen Sie nur gut sein,« lieber Doktor, »Sie sind unter einem guten Stern geboren, Ihnen gelingt nun einmal Alles. Sagten Sie nicht selbst beim Hereinkommen, daß Ihnen auch heute wieder ein Glück begegnet sei? Wohl eine schöne Geldsache, he?«

»Nein, eine Herzenssache für mich. Ich wurde eiligst zu einem Gehöft bei Woluwe geholt, um einem Kinde zu helfen, das im Sterben liege. Mein Pferd ist gelähmt, so lief ich denn zu Fuß, so rasch ich konnte.

»Bei meiner Ankunft fand ich das Kind beinah schon todt, es hatte an einem Knochen genagt und ein Splitter davon war ihm in der Kehle stecken geblieben. Die verzweifelnden Eltern flehten unter Thränen um die Rettung ihres Kindes.

»Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es mir, den Knochen herauszuziehen. Als ich den Eltern mittheilte, daß die Gefahr überstanden und nichts mehr zu befürchten sei, knieten sie vor mir nieder und riefen den Segen des Himmels auf mich herab. Die Augen wurden mir feucht vor Mitgefühl und Freude, denn wenn die Sache im Grunde auch eine höchst einfache war, so hatte ich das Kind doch vom sicheren Tode gerettet, und diese Ueberzeugung gewährte mir als Mensch wie als Arzt die höchste Befriedigung.«

»Jedermann weiß, daß Sie ein gutes Herz haben, und so kann ich mir Ihre Freude über die Rettung des Kindes sehr wohl vorstellen. Doch auch von einem andern Gesichtspunkte aus wird dieser Erfolg von großem Vortheil für Sie sein. Die dankbaren Eltern erheben Sie natürlich bis in den Himmel und erzählen

Jedem, der es hören will, was Sie für ein geschickter Mensch sind; außerdem werden sie nicht karg in der Bemessung Ihres Honorars sein.«

»Sie sind Tagelöhner.«

»Arme Tagelöhner?«

»Blutarm; das Elend, das in der Hütte herrschte, war traurig anzusehn.«

»Und da haben Sie wohl wie gewöhnlich in die Tasche gegriffen?«

»Was soll man machen, lieber Freund! Ich habe kein anderes Mittel, Gott zu danken, als hier und da etwas Gutes zu thun. Die Reichen müssen mich bezahlen, den Armen helfe ich umsonst, und Sie mögen es mir glauben oder nicht, ich fühlte mich am glücklichsten, wenn ich Darbenden helfen konnte, sei es durch meine Wissenschaft, sei es durch ein wenig Geld.«

Der Doktor leerte sein Glas und stand auf; sein Gefährte folgte seinem Beispiel.

In der dunkeln Straße wiederholte Christians noch einmal die guten Nachrichten, welche er in dem Briefe aus Warschau gelesen hatte und suchte dem Andern Hoffnung auf die Wiederkehr des Sohnes einzuflößen.

Dankbar drückte ihm dieser die Hand und entfernte sich dann nach der entgegengesetzten Richtung. Er wohnte in Schaerbeck, während Christian das Namer Thor erreichen mußte.

Um den Weg abzukürzen schlug er einen Pfad ein, der in vielen Windungen durch ein einsames Thal führte.

Es war finster; man konnte nur wenige Schritte vor sich sehn, die Gegend schien mit einem schwarzen Schleier verhüllt.

Der Doktor, der ein kräftiger Mann war und den Weg genau kannte, schritt langsam einher, er gedachte der Unterredung mit seinem Freunde und der Worte, die dieser ihm betreffs einer Verbindung seines Sohnes mit Fräulein Walter gesagt hatte. Sollte es Bernhard wirklich gelingen, ihre Hand zu erwerben, so mußte er jetzt reich werden, denn der alte Walter hatte nur zwei Kinder. Zwar stand die Aussicht einstweilen noch im weiten Felde, aber wer konnte es wissen? Wie der Viehhändler richtig bemerkt hatte, Gott war sichtlich mit ihm, und bist jetzt hatte das Glück ihn stets

begünstigt.

War es nun schon an und für sich eine angenehme Sache, wenn der gute Bernhard Herr eines großen Vermögens wurde, so knüpfte sich daran für unsern Doktor noch ein persönlicher Vortheil. Er konnte dann an seine eigne Ruhe denken, seinen Beruf als Arzt aufgeben, um ihn nur bei Unbemittelten noch anzuwenden. Die übrige freie Zeit blieb ihm für seine Studien und für die Pflege von Blumen und fremdartigen Pflanzen, sowie für den angenehmen Verkehr mit guten Freunden.

Bis so weit hatte der Doktor seine freundlichen Zukunftsbilder fortgesponnen. Der Pfad bog jetzt in einen Hohlweg ein, der von tiefen Wagengeleisen durchfurcht und schlecht zu passieren war.

Plötzlich sprang er einen Schritt zurück und hob zur Vertheidigung seinen Stock empor; er glaubte eine schwarze Gestalt, sei es die eines niederduckenden Menschen, sei es die eines Thieres, auf sich zuschleichen zu sehn. Was konnte das bedeuten?

Da hörte er eine Stimme, die ihm in seltsam heiserem Tone zurief:

»Halt! das Geld oder dass Leben!«

Eines Angriffs gewärtig stand der Doktor bereit, seinen Stock mit Nachdruck zu gebrauchen. Der Räuber aber hielt sich aus seinem Bereich und in einer Weise, die Entschlossenheit und Zaudern verrieth, rief er:

»O Herr, wer Sie auch sein mögen, bitte zwingen Sie mich nicht, Ihr Blut zu vergießen! Geben Sie mir, was Sie bei sich haben, sonst muss ich Sie umbringen!«

Wiewohl der Doktor sich keineswegs behaglich fühlte, um so weniger, als er ein Messer in der Hand seines Angreifers glaubte blinken zu sehen, so wollte er ihm doch scheinen, daß er es mehr mit einem Unglücklichen, als mit einem bössartigen Mörder zu thun habe.

»Zehn Schritt vom Leibe! Ich will meine Börse, welche etwa dreißig Franken enthält, an den Fuß dieser Birke niederlegen.«

»Nein, das ist nicht genug, ich muß auch Ihre Uhr haben, Alles! Alles!«

»Meine Uhr ist ein Andenken an meinen seligen Vater, ich

werde sie mit den Preis meines Lebens vertheidigen,« sagte Christians entschlossen. »Komm heran, Elender, und ermorde, wenn Du kannst, den Doktor von Elsene.«

Der Mensch, welcher schon mit aufgehobenem Messer vorgespungen war, fuhr bei diesem Namen entsetzt zurück, ließ seine Waffe fallen und rief:

»Sie sind Herr Christians, der gute Doktor von Elsene? Großer Gott, was wollte ich thun! . . . Setzen Sie ruhig Ihren Weg fort und fürchten Sie nichts. Sehen Sie, ich flehe auf den Knien um Ihre Vergebung. Könnte ich der Hölle entgehn durch ein Haar, das ich aus Ihrem Kopfe risse, ich würde es nicht thun!«

In der That kniete er mit gefalteten Händen am Wege.

Alles dies war mit solcher Blitzesschnelle vor sich gegangen, dass der Doktor nicht wußte, ob er wache oder träume und einiger Augenblicke Ruhe bedurfte, um sich zu sammeln. Der Gedanke, daß er einen von Verzweiflung Getriebenen vor sich habe, war inzwischen in ihm zur Gewissheit geworden; die Stimme des Räubers, die nun sanft und bittend klang, konnte nur aus der Brust eines jungen Menschen kommen.

Von einer plötzlichen Anwendung des Mitleidens bewegt ging der Doktor auf seinen Angreifer zu, der jetzt aufgestanden war und erschöpft und wie vernichtet den Kopf an einen Baum lehnte. Er faßte seine Hand, als wollte er ihm den Puls fühlen, und sagte leise:

»Sie sind unglücklich?«

»Bodenlos unglücklich.«

»Außerdem haben Sie Fieber, ein hitziges Fieber.«

»Der Kopf brennt mir, als wenn mein Gehirn glühendes Eisen wäre, Alles dreht sich nur vor den Augen . . . Sie wollte ich tödten, den guten Doktor Christians! Ach, wie oft habe ich als Kind in meinen Gebeten Ihren Namen genannt, — und in ihr Blut wollte ich meine Hände tauchen!«

Er begann nun hörbar zu schluchzen.

Das Mitgefühl des Doktors steigerte sich.

»Sie kennen mich?« fragte er, »Sie legen Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen mich an den Tag? Habe ich Ihnen Vielleicht in früherer Zeit etwas Gutes erweisen können.«

»Sie haben einst meiner Mutter das Leben gerettet.«

»Wie heißen Sie?«

»Das ist eine beängstigende Frage! Meinen Namen soll ich Ihnen sagen! Davon hängt vielleicht das Elend meiner Mutter ab.«

»So lieben Sie Ihre Mutter?«

»Das weiß Gott, der in meinem Herzen liest!« rief der junge Mann in einem Ton, der einen weniger gefühlvollen Menschen als unsern Doktor gerührt hätte.

»Aber wie ist das möglich?« murmelte er, »Sie lieben Ihre Mutter, und können . . . «

»Aus Liebe zu ihr . . . «

»Werden Sie ein Dieb und Mörder?«

»Ihre Ehre, Ihr Leben, ist es, das ich Ihnen entreißen wollte.«

»Ich verstehe Sie nicht, Sie bringen mich in Verwirrung,« sagte der Doktor mit einem leisen Anflug von Ungeduld. »Wie soll ich mir Ihre seltsamen Worte erklären, wenn ich nicht annehme, daß Sie wahnsinnig sind.«

»Ja ja, wahnsinnig, das ist der rechte Ausdruck,« rief immer noch weinend der junge Mann, »ein Fieberanfall hatte mich ergriffen. Jetzt ist er vorüber, aber er wird wiederkehren, ach und dann . . . «

»Und dann?«

»Dann bleibt mir nichts übrig, als zu sterben. Wenn man meine Leiche nicht findet, so wird meine Mutter zwar tief unglücklich aber die Schande bleibt ihr doch erspart.«

»Wenn ich nicht irre, so ist Ihrer Verzweiflung mit Geld abzuhelfen,« sagte der Doktor mitleidig. »Kommen Sie mit zu meinem Hause und erzählen Sie mir dort, was Sie so elend macht; sehe ich daß Sie meiner Hilfe nicht unwürdig sind so werde ich thun was in meinen Kräften steht, um Sie zu retten.«

Damit nahm er die Hand des jungen Mannes und wollte ihn veranlassen, voranzugehn, doch erschreckt sprang dieser zurück.

»Ich soll Sie zu Ihrer Wohnung begleiten? Ihnen im Hellen gegenüberstehn? O das kann ich nicht, das ist unmöglich!«

»Fürchten Sie etwa, daß ich Sie verrathen werde?«

»Nein, aber nun und nimmermehr gehe ich mit Ihnen! Seien Sie

großmüthig, Herr Doktor, überlassen Sie mich meinem Schicksal und sagen Sie Niemanden, was hier geschehen ist. Gott segne Sie, den Retter einer armen Mutter, den Retter ihres unglücklichen Sohnes, denn nun werde ich wenigstens nicht mit einer Blutschuld beladen vor den ewigen Richter treten.«

Damit wandte er sich rasch ab und ging nach Etterbeck hin.

Der Doktor aber eilte ihm nach und hielt ihn zurück.

»Sie glauben mir Dank zu schulden,« sagte er, »Sie versichern, ich hatte Ihrer Mutter das Leben gerettet. Wohlan, so erzeigen auch Sie mir einen Dienst.«

»Was kann ich Elender thun in meinem jetzigen Zustande?« seufzte der Andre.

»Es steht ganz bei Ihnen, ob Sie meinen Wunsch erfüllen wollen.«

»Wenn das ist, so sprechen Sie, Herr Doktor, und wenn Sie auch den letzten Tropfen meines Blutes verlangen.« .

»Merken Sie wohl auf,« sagte Christians; »ich werde keinem Menschen selbst meiner Frau nicht ein einziges Wort von unserer gegenwärtigen Begegnung sagen, und Sie versprechen mir dafür, daß Sie bis morgen Mittag nichts gegen sich selbst oder gegen einen Andern unternehmen wollen. Sind sie damit einverstanden?«

»Bis morgen Mittag?« versetzte der Andre überlegend.
»Morgen ist der letzte Tag . . . «

»Nun denn, ja oder nein: wollen Sie mir dass Versprechen geben?«

»Es sei, Herr Doktor; ich will leben bis morgen Mittag. — Und welches ist der Dienst, den ich Ihnen leisten kann?«

»Ich fordre sonst nichts von Ihnen; morgen früh aber, gegen sechs Uhr, werde ich Sie in meiner Wohnung erwarten, um von Ihnen zu erfahren, wer Sie sind und wie Ihnen zu helfen ist, Sie werden doch kommen?«

»Nein, Herr Doktor das werde ich nicht, mein Schicksal wird sich erfüllen, es ist nicht abzuwenden.«

»Das wird sich finden. Ich erwarte Sie mit aller Bestimmtheit, Sie beruhigen sich und werden vernünftig. Bis morgen also bis morgen.

»Leben Sie wohl auf ewig,« murmelte der junge Mann mit thränenenerstickter Stimme.

»Vergessen Sie nicht, daß Ihr Erscheinen den Lebensretter Ihrer Mutter beglücken wird,« rief Christians ihm nach.

Dann entfernten sich Beide nach entgegengesetzten Richtungen.

III.

Am folgenden Morgen stand der Doktor früher als gewöhnlich auf, nach einer unruhig verbrachten Nacht, verursacht durch das Erlebnis; des vergangenen Abends.

Er zerbrach sich den Kopf darüber, welche Frau, arm oder reich, er von einem mehr oder minder sicheren Tode errettet haben möge, um einen Zusammenhang zwischen ihr und seinem Angreifer zu finden, doch hatte er in seiner langen Laufbahn so Viele geheilt, so Vielen geholfen, daß diese Untersuchung gänzlich fruchtlos blieb.

Jetzt saß er nun in seinem Kabinet, den Kopf auf die Hand gestützt und richtete an sich selbst die Frage ob der, welcher das Messer in der Hand bereit gestanden hatte, ihn zu ermorden, wohl wagen möchte, vor ihm zu erscheinen. Würde er kommen zu der bestimmten Stunde?

Der Wahrscheinlichkeit nach zu urtheilen mußte diese Frage verneint werden, denn wenn die Furcht den strafbaren Jüngling hinderte, den Doktor zur Nachtzeit zu begleiten, wie sollte er da den hellen Tag nicht scheuen?«

Diese Erwägung betrübte den Menschenfreund; war doch die Neugierde, zu wissen, wer ihn angefallen habe, nur eine untergeordnete Regung, und die Ueberzeugung vorherrschend, daß der junge Mann das Opfer unglücklicher Verhältnisse und mit einigem Beistand und gutem Ruh aus der Bahn des Verbrechens in die der Tugend hinüber zu leiten sei. Der gute Doktor freute sich jedesmal, wenn er einem Kranken die Gesundheit des Körpers wiedergeben konnte; wie unendlich glücklicher würde er sich schätzen wenn es ihm vergönnt sein sollte, eine arme Seele vom ewigen Verderben zu befreien.

Über diesen Gedanken hatte er wohl vergessen, das die bestimmte Stunde herannahte. Das Schlagen der Hausuhr erinnerte ihn daran.

»Sechs Uhr!« murmelte er vor sich hin; »nein er kommt nicht.«

Christians stand auf und trat an das Fenster seinen Kopf an

eine der Laden legend, wodurch er im Stande war, die Straße zu übersehen ohne selbst gesehen zu werden.

Hier ließ er seine Augen die Straße hinauf und hinunter schweifen und musterte die vorüber gingen oder auf sein Haus zuzukommen schienen, doch gewahrte er nur Bauern, die Gemüse und Milch zur Stadt brachten, und Tagelöhner, die sich an ihre Arbeit begaben.

»Schon lange war es sechs Uhr vorbei; jetzt kommt er nicht mehr, sagte er endlich verdrießlich und wollte schon vom Fenster fortgehn, doch da bemerkte er noch ziemlich weit entfernt einen jungen Mann, bei dessen Anblick ein Ausruf der Ueberraschung ihm entfuhr.

»Wahrhaftig, das könnte er sein!« flüsterte er erregt.

Der Betreffende trug Kleider, die früher anständig, vielleicht sogar elegant gewesen, jetzt aber mit grauen Flecken bedeckt waren und so viele Falten zeigten, als wenn er die Nacht hindurch im feuchten Grase gelegen hätte. Sein Gesicht konnte er anfangs nicht sehn, denn er senkte den Kopf tief auf die Brust und schlich nah an den Häusern hin.

Als er sich indessen der Wohnung des Doktors näherte, blickte er auf und gab dem am Fenster Spähenden dadurch Gelegenheit seine Züge zu unterscheiden.

Dieser begann wieder zu zweifeln. Der junge Mann war zwar ausfallend bleich und in seinen Augen lag ein tiefer Schmerz, doch war der ganzen Erscheinung etwas so Edles ausgeprägt, daß jeder Verdacht eines Verbrechens fast zur Unmöglichkeit wurde.

Ja, die erste Vermuthung des Doktors mußte unbegründet sein, denn nachdem er einen Blick auf das Hans geworfen hatte, beschleunigte er seine Schritte und ging vorüber.

Christians gab jetzt alle Hoffnung auf und kehrte an seinen Schreibtisch zurück. Er zog sein Notizbuch hervor und begann die Besuche zu ordnen die er im Laufe des Tages zu machen hatte. Hin und wieder unterbrach er wohl diese Beschäftigung um an seinen seltsamen Angreifer zu denken, doch war er fest überzeugt, daß er ihn nie im Leben wiedersehn würde, da die festgesetzte Stunde längst vorüber war.

Da hörte er die Schelle an der Haustür ertönen; seine Aufmerksamkeit wurde von Neuem rege doch lächelte er über sich selbst, über die eigne Leichtgläubigkeit. Empfing er ja täglich so viele Besuche so vieler Kranken, wahrscheinlich meldete sieh jetzt der erste.

Die Thür des Kabinetts wurde durch eine Magd geöffnet und wieder geschlossen . . . Der junge Mann mit den befleckten Kleidern stand da, keines Wortes mächtig, an allen Gliedern zitternd, blaß wie eine Leiche und mit niedergeschlagenen Augen.

Da er seiner Sache nicht ganz gewiß war, getraute der Doktor sich nicht, direkte Fragen an ihn zu richten.

»Was ist Ihr Begehrt, mein Freund?« fragte er vorsichtig.

»Verzeihung, ach Verzeihung Diese schreckliche, entsetzliche Nacht . . .« seufzte der junge Mann kaum hörbar.

»Diese Nacht!« wiederholte der Doktor. »Sie sind also doch gekommen, das ist gut! Setzen Sie sich; da ist ein Stuhl.«

Als ob er Mühe hätte sich länger aufrecht zu halten, legte der Jüngling seine bebende Hand auf die Lehne des Stuhls und wollte sich niederlassen doch brach er plötzlich ohnmächtig zusammen. Seine Lippen und Wangen bedecken sich mit einem fahlen Grau, seine Augen schienen zu brechen.

Der Doktor lief auf ihn zu und griff nach seinem Puls.

»Was ist Ihnen? Fühlen Sie sich unwohl?« fragte er.

»Hunger! . . . Ich sterbe vor Hunger!« stammelte der junge Mann, — und da er sah, das der Doctor die Schelle vom Tisch nehmen wollte hob er mit Aufbietung aller Kräfte seine Hände empor.

»Ich verstehe,« antwortete Christians. »Seien Sie unbesorgt, ich bin sogleich wieder da.«

»Er verließ das Zimmer, jedoch um für einen Augenblick. Eine Flasche unter dem Arm, einen Teller in der Hand kehrte er zurück, schenkte ein Glas kräftigen Rothweins ein und brachte es an die Lippen des jungen Mannes,

Mit fieberhafter Gier verschlang dieser den stärkenden Trank, ein neuer Glanz belebte seine Augen und er murmelte Worte des tiefsten Dankes. Der Doktor aber ließ ihm nicht Zeit, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben; er reichte ihm eine Butterschnitte

mit kaltem Fleisch, indem er sagte:

»Still; essen Sie erst ein Wenig, hernach wollen wir sprechen. Fürchten Sie nicht, daß man uns hören oder überraschen könnte; ich habe der Magd befohlen, Niemanden einzulassen, so lange Sie hier sind. Wenn es in meiner Macht steht, will ich Ihnen helfen und bitte mir dafür nur aus, daß Sie offen und aufrichtig zu mir reden . . . Wie Sie nun das Brod verschlingen! Sie haben wohl lange nicht gegessen?«

»Seit drei Tagen und drei Nächten nichts als Kräuter, Wurzeln und Baumrinde,« stammelte der Jüngling.

»So nun ist es genug, wie geht es Ihnen jetzt?«

»Gut, ich fühle mich ganz gestärkt und danke Ihnen tausendmal, — wenn ich auch fast glauben möchte, daß der Hungertod eine Wohlthat für mich gewesen wäre. Er würde mich von einem furchtbaren Schicksal erlöst, und Gott würde keinen Selbstmord zu bestrafen haben.

»Selbstmord!« wiederholte der Doktor mit Grausen, »wie können Sie noch davon sprechen, da ich Ihnen doch helfen will? Geldnoth hat Sie offenbar zum Verbrechen getrieben, wie wenn ich Ihnen dieses Geld gebe?«

»Das ist unmöglich, ganz unmöglich!«

»Wir wollen doch sehn! Fangen Sie nun einmal an mir zu erzählen, wer Sie sind und unter welchen Verhältnissen ich Ihrer Mutter das Leben gerettet habe.«

Der junge Mann rieb sich mit der Hand die Stirn, wie um sein Gedächtniß aufzufrischen und begann dann, anfangs mit matter Stimme nach und nach aber erregter, wie folgt:

»Ich heiße Wilhelm Hofe und wohne zu Elsene unweit des Kniefeldes. Mein Vater war Werkführer bei einem Tapezierer, er hatte mich sehr lieb da ich sein einziges Kind war, und er wünschte sehnlichst, einen tüchtigen Meister aus mir zu machen. Darum suchte er von frühester Jugend an, mich das Wenige zu lehren, was er vom Zeichnen verstand, später wollte er mich nicht allein in die Schule, sondern auch auf die Akademie der bildenden Künste schicken.«

»Zum Unglück wurde mein Vater, als ich sieben Jahre zählte von einer heftigen Krankheit befallen, aus welcher sich in Folge

unrichtiger Behandlung die Schwindsucht entwickelte. Meine Mutter wachte Tag und Nacht an seinem Bette, die Krankheit zog sich viele Monate hin.«

»Um den täglichen Unterhalt zu erwerben und den Doktor und Apotheker bezahlen zu können, arbeitete sie dabei mit unverdrossenem Fleiße. Ihre Beschäftigung bestand darin, seidene Franzen zu knoten und sie verdiente auf diese Weise einen ganz guten Tagelohn. Bei dem langen Siechthum reichte der Erlös ihrer Arbeit aber dennoch nicht aus, so dass wir einige Wochen vor dem traurigen Ende meines Vaters bereits Alles verkauft oder verpfändet hatten, was einigen Werth besaß: Möbel, Kleider und Leinwand, eine goldene Uhr ausgenommen welche als ein Familienstück sich durch mehrere Generationen vom Vater auf den Sohn vererbt hatte.«

»Kaum hatte ich meinen lieben Vater zur letzten Ruhestätte begleitet, als auch meine Mutter, von Kummer und Sorge verzehrt, auf das Krankenlager niedersank; in wenigen Tagen nahmen ihre Kräfte dergestalt ab, daß ich sie nur mit Thränen ansehen konnte. Glücklicher Weise hat man als Kind noch keine Ahnung davon was der Tod bedeutet, sonst wäre ich vielleicht darnach schon dem Leid erlegen.«

»Eine Nachbarin, welche aus Barmherzigkeit meine Mutter pflegte, äußerte wiederholt, daß Niemand sie heilen könne als der gute Doktor von Elsene, doch besaßen wir nichts mehr, um einen Arzt zu bezahlen; hatten hätten Bäcker und Krämer uns nicht geborgt, der Hunger würde und dem Grabe zugeführt haben.

»Meine Mutter, welche mit Schrecken an meine Zukunft dachte, beschloß nach langem inneren Kampf die Uhr meines Vaters zu opfern, um den Arzt befriedigen zu können. Her Christians wurde gerufen und kam noch an demselben Tage. Er begann seine Cur damit, in sanften, gütigen Worten meiner Mutter die Hoffnung auf Genesung einzuflößen.«

»Da er sogleich bemerkte, daß in unserer Wohnung Mangel herrschte, und daß wir nicht beschaffen konnten, was zur Herstellung der sinkenden Kräfte nothwendig war, schickte er täglich eine Magd oder einen Diner mit auserlesener Nahrung: sei es Fleischbrühe, sei es ein halbes Huhn oder sonst etwas stärkendes oder Erfrischendes. Wenn meine Mutter andeutete,

daß sie nicht Geld genug habe, so köstliche Speisen zu bezahlen, erwiderte er lachend:

»»Das gewinnen wir der Krankheit wieder ab! Essen Sie nur, gute Frau, das Andere findet sich dann später;«« — erinnern Sie sich dessen nicht, Herr Doktor?«

»Christians schüttelte verneinend den Kopf.

»Sie vergessen Ihre eigenen Wohltaten, Gott aber wird sie nicht vergessen,« sagte Wilhelm Hoofs bewundernd.

»Es gibt der Leute viel in so traurigen Verhältnissen, denen man helfen muß. — und ihre Mutter ist genesen?«

»Ja, Herr Doktor, Dank Ihrer Kunst und ihrer großen Güte. Eines Tages kamen Sie, als meine Mutter eben aufsaß und versuchte, ein Wenig an den Franzen zu knoten.«

»Da fühlten Sie Ihr den Puls und riefen erfreut: »»Viktoria, Frauchen, die Krankheit ist überwunden, Sie sind gerettet!««

»Meine Mutter kniete vor Ihnen nieder, und ich neben ihr; unter Thränen der Freude und des Dankes flehten wir zu Gott, daß er sie segnen wolle . . . Verstehn Sie, Herr Doktor; die Erinnerung an Ihre Wohltaten und an diese Zeit der Unschuld bewegte mich so tief, daß ich nicht sogleich weiter sprechen kann.«

Auch der Doktor schwieg; des jungen Mannes Worte rührten ihn und er blickte still zum Himmel auf, voll Dank, daß es ihm vergönnt gewesen war, in seinem Leben hier und da etwas Gutes zu thun.

»Ich bin noch nicht zu Ende,« fuhr der Erzähler nach einer kurzen Pause fort. »Meine Mutter drückte dem guten Doktor von Elsene ihr Bedauern aus, daß sie seine Mühe nur in so unzureichender Weise belohnen könne. Er sähe wohl daß wir arm seien, aber für ihn besäße sie doch noch einen werthvollen Gegenstand.

»Mit diesen Worten bot sie ihm die Uhr meines Vaters an.

»Was that der edle Mann? Er versicherte, daß wir ihm nichts schuldig seien, gab die Uhr zurück und legte ein Goldstück in die Hand meiner Mutter, damit sie nicht zu darben brauche, bis sie wieder zu arbeiten im Stande sei . . . «

»Sie verließen uns dann, Herr Doktor, und haben seither unsere

Schwelle nicht wieder überschritten, aber in dem Hause, aus welchem Sie als ein Bote des Himmels, den Tod und den Hunger vertrieben, lehrte fortan eine Mutter ihr Kind, wie matt für seine Wohlthäter beten muß . . . «

»Ja, nun erinnere ich mich der goldenen Uhr und der guten Frau mit ihrem Knäblein,« unterbrach ihn tief gerührt der Doktor, »und dieses Knäblein sind Sie, der vergangene Nacht mit dem Messer nach meiner Brust gezielt hat!«

Der junge Mann blickte zu Boden.

»Verzeihung!« bat er noch einmal, »ich war krank, wahnsinnig, ich wußte nicht, was ich that. Gott hat mich vor einem entsetzlichen Mord behütet.«

»Aber was trieb Sie zu einem solchen Verbrechen?« fragte Christians weiter, »erzählen Sie mir es ohne Rückhalt; überzeugen Sie mich, daß Sie nicht durch eigne Schuld und aus freiem Willen sondern durch ein Unglück an den Rand des Abgrunds gerathen sind, und dann wird der, welcher der Mutter beistand, auch den Sohn zu retten suchen.«

»Meine Dankbarkeit gegen Sie ist größer, als sich in Worten ausdrücken läßt,« antwortete Wilhelm mit einem Seufzer, »aber auf Rettung wage ich nicht zu hoffen.«

»Nun lassen sie einmal hören; Sie sagten, es sei Ihnen großes Unglück widerfahren?«

»Ich will so kurz als möglich mich zu fassen suchen.«

»Nein, nein, ich möchte gern alle Einzelheiten kennen, Sie flößen mir innige Theilnahme ein. Ein junger Mann, der seine Mutter liebt wie Sie, und der mit der Tugend der Dankbarkeit im Herzen aufwächst, kann nicht auf gewöhnlichem Wege zum Verbrecher werden. Darum erzählen Sie ausführlich und befürchten Sie nicht, mich zu ermüden.«

»In Gottes Namen denn,« sagte der junge Mann, »so will ich die Geschichte meines armseligen Lebens da fortfahren, wo ich stehen geblieben bin.«

»Meine Mutter genas vollständig. Durch rastloses Arbeiten bei

Tag und Nacht gelang es ihr, hinsichtlich meiner den Lieblingsplan meines Vaters auszuführen. Sie ließ mich zuerst die Schule besuchen und schickte mich dann auf die Zeichen-Akademie.«

»Meine Ausbildung war noch nicht vollendet, als die Augen meiner Mutter immer schwächer und schwächer wurden; sie sah sich genötigt, ihre bisherige Beschäftigung aufzugeben, wollte sie nicht gänzlich erblinden.«

»Nun lag es mir ob, ihr die Sorge uns tägliche Brod von der Schulter zu nehmen. Ich verließ die Schule und die Akademie und suchte nach bestem Vermögen etwas Geld zu verdienen. Anfangs litten wir Noth, oft sogar Hunger, doch fanden wir stets Trost in der großen Liebe die wir zu einander hegten.«

»Gegenwärtig habe ich nun mein dreiundzwanzigstes Lebensjahr erreicht und eine Stelle als Zeichner bei einem Baumeister in Brüssel. Mein Gehalt ist klein, aber wir lebten so einfach! Das ganze Jahr hindurch setzte ich keinen Fuß in ein Wirtshaus; wenn ich nicht auf dem Bureau war, arbeitete ich an der Seite meiner Mutter, um mir noch einen Nebenverdienst zu verschaffen, oder meine Studien zu fördern.«

»Dieses stille Zusammenleben genügte zu unser beider Glück; unsere Liebe war unser Reichthum. O glauben Sie es mir, Herr Doktor, in meinen Augen ist sie ein himmlisches Wesen, diese demüthige Frau, deren ganzes Dasein ein fortgesetztes Opfer war und die selbst der furchtbar drohenden Erblindung trotzte um ihren Sohn Etwas lernen in lassen.«

»Da haben Sie Recht, Ihre Mutter ist eine wackere Frau,« sagte der Doktor bewegt; »o die verborgenen Tugenden sind stets die erhabensten.«

»Nun will ich Ihnen erzählen,« fuhr Wilhelm fort, »welches Unheil, welch strafbare Verirrung plötzlich die dieses stille Glück vernichtete und ein wahres Meer von Leid und Elend über mich und meine Mutter brachte.«

»Mein Herr, der Baumeister, ist ein heftiger, aufbrausender Mann, der in seinen Zornsausbrüchen Jedem rauh und grob begegnet; die geduldigsten Commis und Diener hielten es meist nur einige Monate bei ihm aus. Was mich angeht, so glaubte ich

unter der bitteren Schale einen guten Kern zu entdecken, und so ertrug ich ohne Murren die oft unverdiente Härte. Nach Verlauf einiger die Zeit schien er in Folge dessen eine Art von Achtung, ja sogar Zuneigung zu mir zu hegen, wiewohl ich darum von seinen unwirschen und oft selbst grausamen Worten keineswegs verschont blieb.«

»Ich bemühte mich, ihm fleißig und treu zu dienen und er verkannte mein Streben nicht; zweimal hatte er bereits meine jährliche Einnahme aus eigenem Antriebe erhöht. Zwar verdiente ich nicht mehr als die Kosten unseres Haushaltes betragen aber es war mir doch gelungen, dass Leben meiner Mutter sorgenfrei und behaglicher zu machen.«

»Eines Morgens ließ mein Principal mich in sein Zimmer rufen. Alls ich eintrat, sah er mich freundlich an.«

»Wilhelm sind Sie wohl schon gereist?« fragte er.

»Ich war einmal in Antwerpen, einmal in Aalft und einmal in Hal,« versetzte ich.

»Weiter nicht? Also haben Sie das Flachland nicht verlassen, noch niemals Berge gesehn?«

»Nein, Herr, noch niemals,« war meine Antwort.

»Und es würde Ihnen Freude machen, sie kennen zu lernen?«

»Es war seit Jahren mein Wunsch.«

»Nun so hören Sie,« sagte er wohlwollend. »Vor etwa drei Jahren fertigte ich im Auftrag eines adligen Herrn zu Lüttich einige Zeichnungen und Pläne an, zum Bau eines Landhauses. Der Herr fand meine Arbeit nicht nach

seinem Geschmack und weigerte sich, meine Rechnung zu bezahlen. Heute nun schreibt er mir daß er seine Ansicht geändert hat und die Summe von fünfhundert Franken zu meiner Verfügung hält.«

Sie haben, fuhr mein Principal nach einer kurzen Pause fort, »hin und wieder eine Kleinigkeit außer der Zeit für mich gearbeitet; es war zu unbedeutend, Sie dafür zu bezahlen, aber Recht ist Recht, und ich habe es Ihnen nicht vergessen, wenn ich

auch zuweilen ein wenig barsch auftrete, so weiß ich doch, daß Sie ein braver, fleißiger Mensch sind. Da bin ich denn nun auf den Gedanken gekommen, Ihnen einen Beweis meines Vertrauens zu geben. Zwar kann ich mir die fünfhundert Franken von Lüttich schicken lassen, aber besser scheint es mir, Sie machen zu ihrer Erholung und Aufmunterung die Reise dahin. Was meinen Sie dazu.«

»Meine Antwort ist nicht schwer zu errathen.«

»Sehen Sie hier,« unterbrach er die Versicherungen meiner Dankbarkeit, »gegen diese Quittung wird man Ihnen die besagte Summe einhändigen. Von mir erhalten Sie sechzig Franken als Reisekosten und einen Urlaub von acht

Tagen, wenn sie es etwas sparsam einrichten, können

Sie nicht allein die schöne Stadt Lüttich, sondern ihre malerische Umgebung, wie zum Beispiel Chaudfontaine und selbst Verviers kennen lernen. O, für Jemandem der noch keine größere Berglandschaften gesehn hat, ist das Vesdre-Thal von wunderbarer Schönheit. — Hinsichtlich des Ihnen anvertrauten Geldes brauche ich Ihnen wohl keine Vorsicht zu empfehlen, Sie sind ja ein verständiger und besonnener junger Mann. Gehn Sie nun sogleich nach Haus und machen sich reisefertig, wir haben schönes Wetter, das müssen

Sie benutzen, ehe es umschlägt.«

»Noch einmal dankte ich ihm aus Herzensgrund und eilte dann fort, meiner Mutter die frohe Kunde zu überbringen. »Ich sagte ihr, daß ich nur bin und zurück nach Lüttich reisen und so von den sechzig Franken zwanzig bis dreißig sparen würde. Von den acht Tagen Urlaub erübrigte ich dadurch vier, die ich zu meinen Privatarbeiten verwenden könnte. »War es doch des Glücks genug, Lüttich und die Berge zu sehen und noch vierzig Franken wenigstens zu verdienen. So viel schuldeten wir etwa noch dem Bäcker und Metzger und konnten den Betrag nun mit einmal mal decken.«

»Meine Mutter aber wollte nichts davon wissen, sie behauptete, daß wir die edle Absicht meines Principals nicht um unserer Sparsamkeit willen durchkreuzen dürfen, das mir geschenkte Geld müßte ich zu dem Zwecke gebrauchen, den der gütige

Geber bestimmt habe. Ich könnte nicht anders, sagte sie, als dankbar die Gelegenheit, das schöne Bergland zu sehen, benutzen, und nach beinahe zehnjähriger, ununterbrochener Arbeit sei die Ausspannung von acht Tagen mir wohl zu gönnen. Sie begleitete mich dann zum Postwagen und wenn sie auch Tränen vergoß bei der ersten Trennung von dem geliebten Sohn, so war sie doch eben so glücklich in dem Gedanken an die Genüsse, welche mich erwarteten.« —

»In Lüttich stieg ich in einem sehr bescheidenen Wirtshaus ab und begab mich dann zu dem betreffenden Edelmann, um meine Quittung vorzuzeigen. Die fünfhundert Franken wurden mir in goldenen Napoleons ausbezahlt, ich steckte sie in ein Leinwandsäckchen und verbarg dieses in meiner Brusttasche. Auf der Straße schloß ich letztere mit drei Stecknadeln, die ich zu dem Zwecke extra mitgebracht hatte und begann dann und und unbesorgt meinen Rundgang durch die Stadt, in vollen Zügen die Freude der Gegenwart genießend.«

»Als ich am Ende des Tages in meinen Gasthof zurückkehrte um zu Abend zu essen, traf ich dort einen jungen Herrn aus Antwerpen, welcher durch sein freundliches Entgegenkommen und durch sein heiteres Wesen alsbald meine Zuneigung gewann. Wir plauderten mit einander über die Anmuth der Gegend und die wunderbar schöne Lage der Stadt, bis es Zeit wurde schlafen zu gehn.«

»Der junge Mann war ein Handlungsreisender; wollte am andern Morgen nach Spaa, wo er einige Geschäfte abzuwickeln hatte. Was er mir den diesem Ort und seiner reizenden Umgebung erzählte, weckte meine Neugierde in so hohem Grade, das; wir, bevor wir uns zur Ruhe legten, beschlossen gemeinschaftlich die Reise dahin zu unternehmen. Er wollte seine Angelegenheiten dort möglichst rasch besorgen und dann mit mir gehn und mir alles Sehenswerthe zeigen, da er bereits wiederholt in Spaa gewesen war.«

»In aller Frühe reisten wir ab und erreichten noch vor Mittag den Badeort. Hier beschlossen wir nur einen kleinen Imbiß einzunehmen und die Hauptmahlzeit auf den Abend zu verschieben, um dadurch Zeit für unsere Spaziergänge zu gewinnen. Mein neuer Freund begab sich hierauf in die Stadt, um

vorerst seine Geschäfte zu erledigen.«

»Als er mich nach zwei Stunden wieder aufsuchte schien er sehr erfreut zu sein. Er hatte Glück gehabt, sagte er, und für sich selbst über siebzig Franken gewonnen.«

»An einem solchen Tage wollte er nicht sparsam leben,« fügte er hinzu, und schlug mir vor, in einem großen Hotel an der Wirthstafel zu speisen. Vor den Kosten brauche ich nicht zurückzusehen, da er Alles von seinem Gewinn bezahle.«

Nach einigem Widerstreben ließ ich mich überreden, der Antwerpner war ein so lebensfroher, liebenswürdiger Gesell, daß man ihm unmöglich Etwas abschlagen konnte.«

»So kamen wir nach einer äußerst angenehmen Wanderung an einen prächtig gedeckten Tisch. Ich wagte vor Verlegenheit kaum die Augen aufzuschlagen in Gegenwart der vornehmen Herren und Damen, welche die Gesellschaft bildeten. Mein Freund dagegen mußte an derartigen Umgang gewohnt zu sein denn er redete was und wie es ihm einfiel und schien nicht im mindesten befangen.«

»Natürlich wurde nichts anderes als Wein getrunken und ich mußte auf Andringen des Antwerpners einige Gläser mit ihm leeren. Da ich zu Haus nur Wasser oder kalten Kaffee trank, hielt ich dem Wein nicht stand; der Kopf wurde mir heiß, meine Zunge löste sich, schwätzte, lachte, versuchte witzig zu sein und kümmerte mich durchaus nicht mehr um die Anwesenden. Mein Freund bestellte die zweite Flasche, einen rothen erheizenden Wein, der mir wie Feuer durch die Adern lief . . . «

»Wahrscheinlich Burgunder,« fiel der Doktor ein der mit gespannter Aufmerksamkeit der Erzählung lauschte.

»Ach den Namen dieses höllischen Giftes kenne ich nicht,« seufzte Wilhelm, »ich weiß nur, daß diese zweite Flasche für mich ein Fluch war, der mich unaufhaltsam dem Verbrechen, der Schande entgegen trieb. Als ich auch hiervon einige Gläser getrunken hatte, fühlte ich mich wie verzaubert: ich war groß und stark, stolz und glücklich, Alles um mich her strahlte in verlockendem Glanz, ich lauschte erstaunt dem Klange meiner eignen Stimme, den Ausbrüchen einer bis dahin ungeahnten Beredsamkeit.«

»Aus einer Flasche Burgunder, — wie sie es nennen — wurden zwei; mein Freund aber, dem der Wein weniger anhaben konnte, hinderte mich, mehr als ein paar Gläser zu trinken und behielt den Rest für sich allein . . . Dann folgte ich ihm zu einem Gebäude, aus dem eine rauschende Musik uns entgegen klang.«

»Armer Mensch, Sie waren betrunken,« unterbrach ihn der Doktor. »O, ich sehe Alles kommen, Sie haben sich zum Spiel verführen lassen, dem höllischen Abgrund, in dem so viele auf ewig versinken.«

»Leider ist es so, Herr Doktor.«

»Und haben sie viel verloren?«

»Alles!«

»Großer Gott! Fünfhundert Franken?«

»Und mein Reisegeld.«

»Unseliger! Das Geld Ihres Principals!«

Der junge Mann ließ den Kopf tief auf die Brust sinken und schwieg.

»Aber waren Sie denn wirklich von Sinnen?« rief der Doktor entrüstet.

»Vollständig, und geblendet durch den Wein, der mir zum Gift ward.«

»Vielleicht bat man Sie in diesem Zustande bestohlen?«

»Nein nein, bestohlen nicht; ich allein bin schuldig.«

»Und Ihr Gewissen schwieg? Ihrer Mutter gedachten Sie nicht? Ein Diebstahl war es, den Sie begingen!«

»Ja ja ich weiß es, ein schändliches, gemeines Verbrechen.«

»Sie, bis dahin so ehrlich, so brav! . . . Es ist kaum zu glauben! Wie in aller Welt konnten Sie nur so tief sinken!«

»Wie ein schwerer, düsterer Traum, wie ein unheimlicher Spuk schwebt mir der Abend vor Augen,« antwortete der Jüngling traurig. Ich erinnere mich, dass ich anfangs dem Vorbilde meines Freundes folgend, nur ein de Fünffrankstück setzte, fest entschlossen, nicht mehr zu wagen. Unglücklicherweise gewann ich, ein-, zwei-, dreimal; dann aber verlor ich wieder, durch diese Wechselfälle wurde der Eifer, die Leidenschaft des Spieles in mir geweckt, der Teufel nahm Besitz von meiner Seele. Als ich mein

Reisegeld verloren hatte, kämpfte ich lange gegen seine Einflüsterungen. Einer der spielenden Herren versicherte mich, daß man gewiß sei zu gewinnen, wenn man lange auf dieselbe Farbe setzte und den Verlust jedesmal verdoppelte. Einmal müßte ja doch diese Farbe kommen, behauptete er, und man bekäme dann mit einem Schlage all' sein Geld zurück.«

»Von blinder Spielwuth erfaßt, zog ich die Stecknadeln aus meiner Brusttasche und setzte einen Napoleon . . . dann fuhr ich zu spielen fort, bis das Leinwandsäckchen völlig geleert war. Mit einem Fluch warf ich es auf die Erde und stampfte mit meinen Füßen darauf.«

»Mein Freunde welcher gleichfalls aber nicht viel als ich verloren hatte, führte mich in unser Wirtshaus zurück und versuchte sein Bestes, mich zu trösten. Ich solle den Muth nicht sinken lassen,« sagte er, die Rechnung des Wirths würde er bezahlen, er habe noch Geld und wolle am morgen von Neuem spielen. Er wisse jetzt, wie man die Sache anfassen müsse und er würde ganz gewiss gewinnen; ohne Zweifel könne er mir dann die verlorenen fünfhundert Franken wiederverschaffen.«

»Mir schwindelte der Kopf; die Luft, die Aufregung ihn vermehrte noch meine Betrunkenheit. Den Worten meines Gefährten trauend ging ich ohne großen Kummer zu Bette und schlief wie ein Thier bis die Sonne schon hoch am Himmel stand und der Antwerpener mich wach rüttelte.

»Ich hatte heftige Kopfschmerzen und konnte die Tageshelle nicht ertragen. Mein Gehirn brannte wie Feuer.«

»Sobald ich durch die Aufklärungen meines Freundes zum vollen Bewußtsein meines Verbrechens gekommen war, brach ich in Thränen aus, und wünschte zu sterben, um im Grabe von dem Wurm befreit zu werden, der an meinem Gewissen nagte.

»Auch der Antwerpener war heute trübe gestimmt und bereute unsern Fehltritt. Er verwünschte gleich mir den Wein und das Spiel, vergaß jedoch angesichts meiner Verzweiflung seine eignen Verluste. Vergebens versuchte er, mich zu trösten; was vermochten Worte, der furchtbaren Wirklichkeit gegenüber?!

»Ich war inzwischen aufgestanden und legte in fieberhafter Hast meine Kleider an. Meinen Gefährten ängstigten meine

verworrenen, nichts gutes verheißenden Worte. Ich wollte entfliehn, rief ich, weit, weit fort in die Einsamkeit und da Rache an mir selbst nehmen für meine Schändlichkeit. Er hielt mich zurück, suchte durch Bitten und Tröstungen mich zu beruhigen und drohte endlich Gewalt anwenden zu wollen, um mich zu hindern, mir ein Leid zu thun. Wenn ich mich weigere ihm Gehör zu schenken, so würde er die Wirthsleute, schlimmsten Falls sogar die Polizei zu Hilfe rufen.

»Das hätte gerade noch gefehlt! Es wäre auf diese Weise öffentlich bekannt geworden, das; ich, Wilhelm Hoofs, ich der einzige Sohn einer Wittve meinem Prinzipal zu Brüssel fünfhundert Franken unterschlagen und am Spieltisch zu Spaa vergeudet hatte.

»Der Gedanke schlug mich völlig nieder. Ein Thränenstrom brach aus meinen Augen hervor, wie vernichtet sank ich auf einen Stuhl und versprach meinem Gefährten gleich einem Sklaven zu gehorchen. Verzweiflung umfing mich, ich hörte kaum noch was Jener sprach.«

»Der Antwerpener mußte nach Lüttich und von da nach Dinant zurück; er wollte mich bis Namen mitnehmen und die Post für mich bezahlen, wiewohl ein solches Opfer unter den obwaltenden Umständen keine Kleinigkeit für ihn war. Von Namen sollte ich dann zu Fuß nach Brüssel zurückkehren.

»Widerstand wagte ich nicht zu bieten; die Vorstellung, mein Verbrechen könnte bekannt werden, machte mich lenksam wie ein Kind. Schweigend folgte ich ihm, wohin er mich führte.

»Es war Nacht, als wir uns der Stadt Namen näherten. Da mein Gefährte nicht mehr Geld genug übrig hatte, mich in einem Wirthshaus frei zu halten, so rieth er mir, vor dem Thore auszusteigen und während der Nacht meinen Weg nach Brüssel fortzusetzen; gegen Morgen könnte ich bereits zu Wavre sein.

»Ich that wie er sagte und befand mich im nächsten Augenblick ganz allein auf dem einsamen, finsternen Wege, inmitten einer furchtbaren Stille.

»Wohl eine halbe Stunde blieb ich mit über der Brust gekreuzten Armen bewegungslos stehn; konnte ich doch jetzt ungestört meinen Fehltritt und seine unausbleiblichen Folgen

erwägen. Dies düstere Träumen brachte mich fast von Sinnen. Ich lief hastig eine kleine Strecke Wegs zurück und erreichte die Maas.«

»Das Auge auf den rauschenden Strom gerichtet kniete ich auf dem Boden nieder und flehte zu Gott um Vergebung für das neue Verbrechen, das ich zu begehen im Begriff stand. Dann sprang ich auf und rannte mit einem entsetzlichen Angstschrei auf das Wasser zu, um mit einem Satze, vor den Menschen wenigstens, Schuld und Schande in den Wellen zu begraben.«

»Ach da schwebte das Bild meiner Mutter vor mir, wie sie mir flehend die Hände entgegenstreckte. Ich sah ihre Thränen fließen hörte ihre sanfte, liebe Stimme und doch wollte ich an ihr vorüber und näherte mich noch um einige Schritte dem Bette des Flusses. Aber aus seinen Fluthen glaubte ich meinen seligen Vater empor tauchen zu sehn, wie er mit flammenden Augen, die Hand drohend erhoben, da s mich zurückwies. Ich bebte an allen Gliedern, ein unaussprechliches Entsetzen bemächtigte sich meiner und ich floh quer durch dass Feld, ohne zu wissen wohin.

»Als ob meine Füße mehr Besinnung bewahrt hätten als mein Gehirn, trugen sie mich auf die Landstraße nach Brüssel. Ich lief unaufhaltsam die ganze Nacht hindurch; als der Morgen tagte, suchte ich den Schutz der Wälder auf, um mich vor den Menschen zu verbergen.«

»Endlich gelangte ich im Tercameren-Busch zu einer dunklen, dichtbewachsenen Stelle, unweit Boitsfort. Meine Füße waren blutunterlaufen, die Kniee brachen unter mir zusammen, der Athem stockte; ich war am Ende meiner Kräfte und fiel besinnungslos in das Gras.

»Wie lange ich ohnmächtig da gelegen habe weiß ich nicht. Als ich wieder zu mir kam, fragte ich mich: was nun beginnen? Nach Brüssel gehn? Warum? Um meinem Prinzipal zu sagen, daß ich die fünfhundert Franken am Spieltische verloren hatte? Was dann mein Schicksal war sah ich klar voraus; der heftige im Punkte der Ehrlichkeit unerbittliche Mann würde mich sofort als Dieb verhaften lassen . . . und meine Mutter! Wenn ich ins Gefängniß mußte, wenn Gottes strafende Hand mich vernichtete, ich hatte es verdient, aber sie die Schuldlose, Reine! Ach das Herz wollte mir brechen bei dem Gedanken und meine Thränen benetzten das

Gras . . . Nach, kniete Brüssel gehen! Nicht einmal den Wald wagte ich zu verlassen, aus Furcht einem Menschen zu begegnen. Stand nicht auf meinem bleichen, entstellten Gesichte das Verbrechen deutlich zu lesen?

»Zwischen Lüttich und Namen hatte ich auf das Geheiß des Antwerpners zum letzten Mal ein wenig Nahrung zu mir genommen, seither aber zwei Nächte und einen Tag hindurch nichts gegessen als Kräuter, Gras und Rinde von jungen Bäumen. Erschöpft von Hunger, Thränen und Verzweiflung verfiel ich in ein heftiges Fieber. Welche Phantasien mich in demselben beschäftigten, weiß Gott, aber ich lief jubelnd durch die Finsternis; nach Elsene bis vor das Haus meiner Mutter. Da trat plötzlich wie Blitzstrahl das Bewußtsein meines wahren Zustandes mir vor die Seele; schauernd sah ich meine Mutter in friedlichem Schlummer liegen, ein Lächeln schwebte um ihre Lippen, sie träumte wohl von dem Sohn, der in Genüssen schwelgte im schönen Gebirgslande; — und ich sollte sie wecken, um ihr zu sagen: dieser Sohn hat gestohlen, fremdes Geld durchgebracht; der Name seines ehenhaften Vaters ist auf ewig mit Schmach bedeckt.!

»Ein Angstschrei entrang sich meiner Brust; ich verfluchte mich selbst und floh wie ein wildes Thier wieder in den Wald zurück.

»Unaufhörlich rief eine innere Stimme mir zu: Stirb, du Feigling aber rette Deine unschuldige Mutter!

»Diese Stimme war es auch, die mir das Messer in die Hand gab und mich Ihnen in den Weg stellte. Spiegelte der böse Feind mir vor, das; ich durch Raub und Mord fünfhundert Franken erwerben und unerkant bleiben könnte? Ich weiß es nicht, ich war blind, krank, wahnsinnig.

»Das übrige wissen Sie, Herr Doktor . . . Jetzt bin ich nun zu Ihnen gekommen, um den Wunsch des Lebensretters meiner Mutter zu vollziehen. Morgen früh geht mein Urlaub zu Ende, ich muß dann wieder auf dem dem Bureau sein.«

»Und Sie werden hingeben? fragte der Doktor verwundert.

»Nein, ganz gewiß nicht.«

»Was haben Sie denn vor?«

»Todte bringt man nicht in's Gefängniß,« versetzte der junge

Mann entschlossen, »das Urtheil des Richters trifft keine Leiche. Meine Mutter mag den Verlust ihres Sohnes beweinen, um seine Ehre soll sie nicht trauern.«

»Sie sind noch immer von Sinnen,« sagte Christians mitleidig, »fassen Sie Muth und bannen Sie die Verzweiflung, es gibt vielleicht noch Mittel und Wege, Ihnen zu helfen. Wie wenn ich mit Ihrem Prinzipal redete?«

»Das würde zu nichts führen, Herr Doktor, bei dem ersten Wort würde er aufspringen und meine Schande laut auf dem Comtoir, wenn nicht gar auf öffentlicher Straße bekannt machen. Er kann seinen Zorn nicht beherrschen und kennt unredlichen Handlungen gegenüber, keine Nachsicht kein Erbarmen . . . Verzeihen Sie einem Unglücklichen, was er gegen Sie gefrevelt hat, und überlassen Sie ihn seinem traurigen aber wohlverdienten Schicksal.«

Christians blickte nachdenkend zu Boden.

»Sie sind also hierhergekommen, ohne sich Hilfe zu versprechen?« fragte er.

»Fünfhundert Franken!« seufzte Wilhelm, »wie sollten Sie einem Unbekannten eine Summe solche anvertrauen?«

»Freilich, es ist keine Kleinigkeit,« murmelte der Doktor, »wie in aller Welt konnten Sie auch solche Streiche machen! »Nein, nein, fünfhundert Franken kann ich Ihnen nicht geben.«

»Das finde ich begreiflich, Herr Doktor.«

»Aber wenn ich sie Ihnen nun lieh?«

»Das wollten Sie thun? Das wäre möglich?« rief Wilhelm, und ein Strahl freudiger Hoffnung leuchtete aus seinen Augen. »Fünfhundert Franken! O mein Gott!«

»Lassen Sie einmal sehn . . . Sie übergeben Ihrem . . . das Prinzipal das Geld, ohne von Ihrem Unglück etwas zu verrathen. Ihre Mutter weiß von nichts, und schließt Sie freudig in die Arme. Ihre Ehre ist gerettet, und eingedenk Ihrer Schuld und der daraus entstehenden Folgen verlassen Sie nie wieder den Pfad der Tugend. Sie sorgen wie früher für ihre Mutter und bewahren nicht Ihren Namen allein, sondern auch Ihr Gewissen unbefleckt. Nicht wahr, Sie wollen ein braver, ehrlicher Mann sein und bleiben?«

»O Herr Doktor!« rief der Jüngling mit überströmenden Augen,

»Einst retteten Sie meiner Mutter das Leben, heute thun Sie mehr, Sie bewahren uns vor Tod, Sie nehmen den schweren, furchtbaren Fluch von meiner armen Seele!«

Christians ging an sein Schreibpult und nahm eine Rolle Goldstücke heraus, die er vor sich auf den Tisch legte.

»Hier sind sie, die fünfhundert Franken, die ich Ihnen leihen will,« sagte er.

Jetzt vermochte Wilhelm erst an sein Glück zu glauben, mit einem Freudenschrei sank er seinem Wohlthäter zu Füßen.

Dieser suchte sich den leidenschaftlichen Aeußerungen des Dankes zu entziehen, der junge Mann aber ließ ihn nicht los, er umfaßte seine Kniee und benetzte seine Füße mit Thränen.

Nachdem er sich einigermaßen beruhigt hatte, hieß Christians ihn aufstehn.

»Sobald Sie können werden Sie mir die fünf hundert Franken zurückzahlen . . . « begann er dann doch Wilhelm ließ ihn nicht ausreden.

»Jeden Monat bringe ich ihnen etwas,« rief er »wir wollen arbeiten wie die Slaven, uns das Brod vom Munde sparen um . . . «

»Nein, nein, das nicht . . . Keine Widerrede, Sie müssen gehorchen . . . Während der ersten zwei Jahre leben Sie einfach und sparsam, ohne Ihrer Mutter und sich Nothwendiges zu entziehen, und legen auf die Seite, was Sie erübrigen können. Merken Sie sich das heutige Datum, ich werde es mir gleichfalls aufzeichnen. Heute über zwei Jahre kommen Sie wieder zu mir und bringen was Sie gespaart haben, und ist die Summe nicht voll so sehen wir weiter. — Gehn Sie jetzt und setzen Sie mit neuem Muthe Ihre Laufbahn fort. Ihr Herz ist im Grunde noch gut, die Liebe zu Ihrer Mutter gibt ihm einen kräftigen Halt. Bleiben Sie ehrlich und thun Sie Ihre Pflicht, so können Sie meine volle Achtung erwerben.«

An der Thür ergriff der junge Mann noch einmal die Hand seines Retters und brachte Sie an seine Lippen; dann ging er, das Herz erfüllt von Glück und Dankbarkeit.

»Auf Wiedersehn,« rief Christians ihm nach, »auf Wiedersehn!«

IV.

Monate vergingen, ohne das; der Doktor etwas von Wilhelm Hoofes gehört hätte und er dachte oft darüber nach, was wohl aus seinem Schützlinge geworden wäre. Doch that er keine Schritte, um seine Neugierde nach dieser Richtung zu befriedigen.

Im Laufe des vierten Monats bemerkte er eines Morgens den jungen Mann ans der Ferne auf der Namener und Chaussee, und da er auf ihn zuzukommen schien, hielt er sich bereit einige freundliche Worte mit ihm zu wechseln.

Er fand sich indessen in seiner Erwartung getäuscht: Wilhelm Hoofs verschwand in einem Seitenwege. Sollte er seinen Wohlthäter nicht erkannt haben?

Einige Wochen später begegnete der Doktor ihm indessen wieder, als er durch die Magdalenenstraße ging. Diesmal war es außer Zweifel, daß Wilhelm wußte, wen er vor sich sah, denn er erröthete, stutzte einen Augenblick und trat dann vor ein Ladenfenster, wo er, den Rücken der Straße zugewendet, bewegungslos stehn blieb.

Ueberzeugt, daß der junge Mann ihn absichtlich vermeide, ging der Doktor verdrießlich vorüber; das sonderbare Betragen ihm gegenüber verletzte und betrübte ihn. So hatte er also einen Undankbaren verpflichtet, hatte ein Verbrechen verziehen, fünfhundert Franken geopfert zur Rettung eines herzlosen Menschen, der jetzt schon sich den Anschein gab, ihn nicht zu kennen?

Gleichwohl gewann nach der ersten Aufwallung des Aergers sein angeborener Edelsinn wieder die Oberhand; er sagte sich, daß Jener indem er ihm auswich, vielleicht einem ganz natürlichen Schamgefühl Folge geleistet hätte. Wie dem auch sei, wenn er zu der bestimmten Zeit sich einstellte und die geliehene Summe oder einen Theil derselben abtrug, so ließ sich gegen sein Verhalten nichts einwenden. Wahrscheinlich lebte er nun arbeitsam und eingezogen, es war Christians aufgefallen, daß er sehr reinlich und sorgfältig gekleidet gewesen war.

Dies war das letzte Begegnen; der Doktor dachte endlich kaum mehr an seinen Schützling, denn andere wichtigere Ereignisse zogen seine Aufmerksamkeit von der Vergangenheit ab, um sie gänzlich der Gegenwart zuzuwenden.

Napoleon, der Kaiser der Franzosen, war mit einem mehr als eine halbe Million Soldaten zählenden Heere und dreißigtausend Pferden in Rußland eingerückt und hatte nach einem siegreichen Zuge die Stadt Moskau eingenommen.

Die Berichte seiner glänzenden, so kurz auf einanderfolgenden Triumphe hatten ganz Europa mit Schrecken und Bewunderung erfüllt und alle Gemüther tief erregt.

Unser Doktor hatte außerdem noch einen anderen Grund ängstlicher Besorgniß, der ihn persönlich nahe anging. Seinem Sohne Bernhard war es in der That gelungen, die Liebe von Fräulein Veronika Walter zu erwerben, er hatte ihr, sie ihm ewige Treue gelobt, nachdem sie lange über ihre gegenseitigen Gefühle in Zweifel gewesen waren. Bernhard hatte nun seinen Vater gebeten, bei Herrn Walter um die Hand seiner Tochter für ihn anzuhalten.

Als Christians, nicht ohne eine gewisse Befangenheit, diese Bitte erfüllte, zeigte der reiche Weinhändler nicht das geringste Erstaunen, ja er gestand zu, daß Bernhard ein verständiger junger Mann und ganz geeignet sei, Veronika glücklich zu machen. Als Kaufmann, der den Werth des Geldes kannte, pflegte er indessen alle Verhältnisse mit kühler Berechnung zu prüfen und so wünschte er denn, bevor er eine direkte Antwort gab, genau in wissen, wie groß der Brautschatz sei, den der Doktor seinem Sohne mitgeben könne. Da Veronika nur eine Schwester hatte, würde sie mit der Zeit sechs- bis siebenmal hunderttausend Franken erben; als Mitgift erhielt sie am Tage ihrer Hochzeit hunderttausend Franken; Walter meinte nun, der Doktor solle seinem Bernhard eben so viel mitgeben.

Christians war bei dieser Eröffnung wie vom Schlage gerührt. Hunderttausend Franken! Woher sollte er die nehmen? War er doch nicht gewiß, ob alles, was er in der Welt besaß, diesen Werth erreichte. Außerdem konnte er Bernhard Schwester doch nicht enterben und sich und seine Frau von Allem entblößen.

Unglücklicher Weise hielt der Weinhändler unsern Freund für

viel reicher als er wirklich war. Sie geriethen darüber aneinander und schieden in sehr gereizter Stimmung. Der Doktor brachte die Nachricht zurück, daß eine Verbindung Bernhards mit Veronika außer aller Frage, daß sie schlechtweg unmöglich sei.

Wie innig der Kummer seines guten Sohnes ihn auch schmerzte, es ließ sich einmal nichts daran ändern. »Schicksalsschlägen, denen wir ohnmächtig gegenüberstehn,« sagte Christians, »müssen wir geduldig ertragen.«

Die Betrübniß und das unaufhörliche Anbringen der und jungen Leute führte indessen nach einiger Zeit die beiden Väter wieder zusammen. Herr Walter erklärte sich zu einem Opfer bereit um seine verzweifelnde Tochter zu trösten; er wollte zwanzigtausend Franken streichen und sich und sich mit einem Brautschatz von achtzig-tausend Franken zufrieden geben.

Auf diese Bedingung konnte der Doktor eben so wenig eingehen, ja er mußte auf seiner Weigerung beharren, als Walter seine Forderung noch verminderte. Mehr als dreißigtausend Franken könnte er unmöglich entbehren.

Der Weinhändler zuckte mit verächtlichem Lächeln die Achseln; er müsse von Sinnen sein, sagte er, wenn er sein Kind zu einem eingeschränkten, armseligen Leben verurtheilt sehen wolle. Wenn der Andre nicht wenigstens siebzigtausend Franken zugestände, so möchte er die der Sache als endgültig entschieden ansehen.

Christians liebte seinen Sohn innig, und der junge Mann verdiente diese Liebe, denn er war fleißig und brav und hielt seine Eltern hoch in Ehren. Ihre schönsten Hoffnungen ruhten auf ihm und im Voraus schon hatten sie Gott gedankt für das Glück das der ganzen Familie durch die eben so ehrenvolle als vortheilhafte Verbindung zu Theil werden sollte.

Es war dem Doktor daher äußerst peinlich, wieder unverrichteter Sache zu den Seinigen zurückkehren und das Herz seines armen Bernhard durch einen abschlägigen Bescheid in der bestimmtesten Form zerreißen zu müssen. Unmögliches konnte er aber doch nicht leisten, und wenn er selbst auch gern Alles hingegeben hätte, um seinen Sohn glücklich zu sehn, als Gatte und Vater durfte er seine Frau und Tochter nicht der Armuth preisgeben.

Er betrachtete die so heißgehegten Wünsche als gänzlich fehlgeschlagen und brachte auch seiner Frau und Tochter diese betrübende Ueberzeugung bei. Bernhard allein wollte die Hoffnung noch nicht fahren lassen; hatte doch Veronika am vergangenen Sonntag noch beim Verlassen der Kirche ihm die Versicherung gegeben, daß sie seine Frau werden, oder niemals heirathen wolle.

Jetzt verbreiteten sich plötzlich beunruhigende Gerüchte H aus Deutschland. Man erzählte von großen Verlusten, welche die französische Armee in Rußland erlitten haben sollte; andere Berichte dagegen meldeten neue glänzende Siege des Kaisers über seine Feinde.

Alle diese Nachrichten waren so verworren und so widerstreitend, daß man nicht wußte, was man glauben sollte. Eine namenlose Aufregung hatte sich der Bevölkerung Frankreichs und Belgiens bemächtigt, man versammelte sich auf Märkten und Straßen, um jede Neuigkeit gleich bei ihrem Eintreffen zu erhaschen.

Die noch unbekannte Wahrheit war, daß Napoleon, zum Rückzuge aus dem abgebrannten Moskau gezwungen, von der furchtbaren Winterkälte überfallen worden war. Von Eis, Schnee, Hunger und Krankheit besiegt und vom Feinde unablässig verfolgt säete die französische Armee ihre Todten zu Hunderttausenden in ein wüstes, verlassenes Land und bald war von der halben Million wackerer streitbarer Männer nichts übrig als ein kleiner Haufen, der selbst seinen Gegnern kein anderes Gefühl als das des Mitleids einflößen konnten.

Napoleon verließ das Heer in einem Schlitten und traf am 18 Dezember 1812 unerwartet in Paris ein.

Der geschlagene aber nicht entmuthigte Kaiser war sofort daraus bedacht, neue Truppen zu sammeln, um für die erlittene Niederlage blutige Rache zunehmen. Schon im folgenden Monat veranlaßte er einen Senatsbeschluß, kraft dessen dreimal hundertundfünfzigtausend Rekruten einberufen wurden, und da man innerhalb der gesetzlichen Grenzen so viele Soldaten nicht finden konnte, nahm man auch diejenigen jungen Leute, welche erst nach zwei Jahren hätten loosen müssen.

Schrecken und Jammer waren allgemein, denn nach den

letzten Erfahrungen zweifelte Niemand daran daß sämtliche Ausgehobenen als Kanonenfutter, wie man es nannte, Verwendung finden sollten, daß keiner von ihnen in die Heimath zurückkehren, dem sicheren Tode entgehen würde.

Inmitten der großen Aufregung und Noth fuhren Bernhard und Veronika fort ihrer Liebe zu leben und kaum war der Eindruck der welterschütternden Ereignisse einigermaßen verblaßt, als sie aufs Neue den Hebel in Bewegung setzten, um ihre Eltern zu gegenseitigem Entgegenkommen zu veranlassen. Bernhard war Veronika noch ganz kürzlich auf der Promenade begegnet er hatte es nicht gewagt sie anzureden, aber es war ihm aufgefallen, wie bleich und eingefallen sie aussah. Gewiß, dass arme leidende Mädchen wurde krank, siechte vielleicht dahin!

Dieser Gedanke zerriß ihm das Herz; er lief nach Haus und bat seinen Vater kniefällig und mit Thränen, sich seiner mit Veronika zu erbarmen.

Der tiefgerührte Doktor versprach, noch einen Versuch bei Herrn Walter zu wagen. Was dieser forderte konnte er nicht zugestehn, aber er wollte sein Opfer noch um Einiges vermehren. Weint dieser äußerste Beweis seines guten Willens den Vater Veronikas nicht befriedigte, dann freilich mußte man alle Hoffnung fahren lassen.

Eben jetzt hatte Christian sich zum Hause des Weinhändlers begeben, um diesen letzten Versuch zu machen; zwei Stunden waren bereits verflossen, seit er die Seinen verlassen hatte.

Bernhard saß mit seiner Schwester am Kaminfeuer, denn es war ein kalter Märztag. Die Mutter beschäftigte sich in der Nähe des Fensters mit einer Stickerei, ließ aber häufig voll Sorge ihre Blicke auf den Sohn haften.

Der junge Mann schien auf den Erfolg der Bemühungen seines Vaters keine große Hoffnungen zu haben; die liebevollen, ermuthigenden Worte seiner Schwester wies er mit einer Handbewegung ab und sah schweigend

in die züngelnden Flammen.

Endlich. als ob er den Druck der schmerzlichen Empfindungen nicht länger still ertragen konnte, stieß er einen tiefen Seufzer aus und rief:

»O Gott, was bin ich für ein unglücklicher Mensch!«

»Quäle Dich selbst nicht mehr als nöthig ist, lieber Sohn,« sagte die Mutter tröstend. »sei vernünftig; Du weißt ja gar nicht einmal, ob der Vater diesmal wieder abgewiesen wird.«

»Ach Mutter, wie kannst Du nur so sprechen,« versetzte er ungeduldig, »wir kennen ja Alle die unabänderlichen Bedingungen des Herrn Walter. Der Vater

will sich darauf nicht einlassen und ist zu Jenem gegangen, um seine Weigerung zu wiederholen, was wird er dadurch erreichen?«

»Aber Bernhard, mach doch die Sache nicht schlimmer als sie ist,« unterbrach ihn Frau Christians. »Obgleich es ihn mit schwerer Sorge erfüllt, will Dein Vater sich dennoch zu einem neuen Opfer erbieten.«

»Das aber gänzlich unzureichend ist. Verlaß Dich darauf, Herr Walter wird einfach die Achseln zucken und sein grausames Urtheil wiederholen. Freilich der Vater ist in seinem Recht, aber glaubst Du Mutter, daß er in diesem Falle thut was er kann, um seinen Sohn vor der Verzweiflung zu bewahren?«

Betroffen stand Frau Christians von ihrem Sessel auf.

»Habe ich recht gehört?« rief sie und ein Ton schmerzlichen Vorwurfs klang in ihrer Stimme, »Du klagst Deinen guten Vater an? Armes Kind, ist es dahin mit Dir gekommen?«

»Verzeih mir, Mutter,« bat Bernhard, »es war gewiß ein sündhafter Gedanke. Ich kenne ja das edle Herz meines Vaters und seine Liebe zu mir . . . Aber doch regt sich in mir oft die Frage: Warum verurtheilt er mich zu einem Leben voll Leid, da er mein Glück durch Geld erkaufen kann?«

»Man verlangt Unmögliches von ihm.«

Es ist eine große Summe, daß weiß ich, aber er könnte sie doch bezahlen.«

»Er konnte sie bezahlen, wenn er eben Alles, verstehst Du, mein Sohn, *Alles* hingäbe, was wir besitzen, und Deine Schwester und mich dadurch in Gefahr brächte, zu verarmen. Was nun mich angeht so habe ich ihn wiederholt dringend gebeten, nicht an mich zu denken, sondern nur Dein Glück im Auge zu behalten, und Deine gute Schwester hat dasselbe gethan. Er aber sagt,

Gott habe ihm die Pflicht auferlegt, für unser aller Wohl mit gleicher Liebe zu sorgen.«

»Ach er mißtraut also meinem Herzen, er zweifelt an meiner Dankbarkeit, an meiner Liebe,« seufzte der junge Mann mißmuthig. Glaubt er denn, ich könnte durch Euer Geld reich werden und dann dulden, daß Euch Etwas abginge oder einer Eurer Wünsche unerfüllt bliebe? Euch stände Noth bevor, während Euer Sohn, dessen Lebensglück durch Aufopferung Eures Vermögens erkaufte wäre, in Ueberfluß schwelgte? Mutter, Mutter, ein solcher Verdacht gibt mir einen Stich ins Herz.«

»Ich weiß,« versetzte Frau Christians, »das; wir Dir ohne Sorge Alles überlassen könnten, wenn Du allein in Frage stündest, aber der Schmerz verdunkelt Deinen Verstand und läßt Dich die Sache nicht sehn, wie sie ist. Wenn Du geheirathet hast, bist Du nicht der alleinige Herr des Vermögens, das noch dazu größtentheils von Deiner Frau herrühren würde. Wären wir dann später auf Deine Hilfe angewiesen, — ich darf Dir gar nicht sagen, wie Dein Vater das nennt, — so müßten wir gewissermaßen ein Almosen von Dir annehmen, zu dem Deine Frau jedesmal ihre Zustimmung zu geben hätte. Dein Vater mußte sein ganzes Leben hindurch angestrengt arbeiten und sich abmühen, um in einen gewissen Wohlstand zu gründen; fühlst Du nicht, mein Sohn, wie sein edler Sinn vor solcher Gefahr zurückschrecken muß? Einstweilen schützt uns seine Wirksamkeit vor aller Noth, aber wenn er nun selbst krank würde?«

»Du hast Recht, Mutter es ist genau wie Du sagst; ich war von Sinnen,« seufzte Bernhard.

»Und nun bedenke einmal weiter, fuhr Frau Christians fort, »seit Jahren schon wünscht dir Vater für sich selbst ein weniger mühevolleres Leben; er möchte in seinen alten Tagen auch gerne ein wenig ausruhen und seine Lieblingsbeschäftigung, die Pflege von Blumen und seltenen Pflanzen betreiben. Diesen schönen Traum hat er Dir zu Liebe schon gänzlich aufgegeben, ohne Murren übernimmt er die Verpflichtung, bis zu seinem Lebensende weiter für uns zu schaffen . . . «

»O Mutter, ich bitte Dich, höre auf!« rief Bernhard, »ich gestehe, daß ich ungerecht gegen den besten Vater gewesen bin; Gott wolle mir diese Sünde verzeihen. Nein, nein, wie auch der Würfel

fallen möge, nie kann ich dem Vater seine Güte vergelten.«

»Verliere nur den Muth nicht; wer weiß, vielleicht kehrt er mit einer frohen Nachricht heim.«

»Nein Mutter, daß ist nicht wohl möglich, ich hege keine Hoffnung. Mein eigenes Kreuz wollte ich gern geduldig tragen, aber stets schwebt mir die gute Veronika vor den Augen mit ihrem blassen verweinten Gesichtchen. Fürchten müssen, daß sie dahinsiecht, verkümmert, o, der Gedanke macht mich wahnsinnig!«

»Still, still!« rief Frau Cristians, wir werden es gleich erfahren! Mich dünkt ich höre Deinen Vater.«

Zitternd vor Erregung sprang der Jüngling auf, er hörte im Hausflur ein Geräusch, aus dem er nicht allein die Stimme seines Vaters sondern auch die Veronikas zu unterscheiden glaubte. Täuschte er sich nicht? Was konnte ihr Kommen bedeuten? Heftig schlug sein Herz, er mußte sich an der Lehne des Sessels halten, um nicht umzufallen.

Da flog die Thür auf! Der Doktor lief mit ausgebreiteten Armen seinem Sohne entgegen.

»Bernhard,« rief er, »danke Gott und freue Dich; hier bringe ich Dir Deine Braut!«

Thränen des reinsten Glücks flossen aus des jungen Mannes Augen; er umarmte seinen Vater, während er Worte innigen Dankes stammelte.

Hinter dem Doktor waren Herr Walter und seine Tochter eingetreten, und die letztere mit dem lauten Freudenrufe: »Mutter! Mutter!« auf Frau Christians zugelaufen.

Jetzt erst entwand sich Bernhard den Armen seines Vaters.

»Veronika, Veronika!« rief er, seiner Braut beide Hände entgegenstreckend, und »Bernhard, Bernhard!« tönte es jubelnd zurück.

Selbst der allen Herzens- und Gefühlsangelegenheiten gegenüber so kühle Weinhändler stand gerührt da beim Anblick der allgemeinen Glückseligkeit. Diese Stimmung war ihm lästig; um sie zu verbergen trat er auf das Brautpaar zu und rief scherzend:

»Ei zum Henker, was seht Ihr einander so fragend an, als

zweifeltet Ihr noch an Eurem Glück. Muth gefaßt, Bernhard, in wenigen Wochen ist Veronika Deine Frau, gib Ihr darum nur unverzagt den Verlobungskuß.«

Dann lachte er laut und klatschte in die Hände als er sah, daß seiner Weisung Folge geleistet wurde.

Die Mutter und Schwester Bernhards hatten inzwischen Sessel und Stühle herangeschoben, und nun begann eine lebhaft Unterhaltung über das schöne Leben, über die Hochzeit, die häusliche Einrichtung und tausend Kleinigkeiten, welche jungen einfältigen Herzen als Blumen des Glücks entgegen lachen.

Die beiden Väter hatten sich indessen in einen andern Theil des Zimmers zurückgezogen und überlegten in ernstem Zwiegespräch die geschäftliche Seite der bevorstehenden Verbindung. Sie mußten bald darüber einig sein, denn Herr Walter trat zu der plaudernden Gruppe und sagte laut:

»Hört, Kinder, was wir beschlossen haben. In diesen schweren Zeiten müssen wir das Glück, wenn es uns zulächelt, rasch ergreifen, wir wollen daher rasch die Papiere ordnen und Euch von der Kanzel verkündigen lassen, in einen Monat seid Ihr dann Mann und Frau. Drei bis Vier Wochen reichen aber nicht hin, ein ganzes Haus einzurichten, ich muß daher anderweitig Rath schaffen. Mein Landgut zu Brendale ist reichlich mit schönen Möbeln und allen sonstigen Bedürfnissen ausgestattet, in den Kellern liegt sogar der köstlichste Wein. Dahin zieht Ihr an Eurem Hochzeitstage und bleibt wohnen so lange es Euch gefällt.«

»Vater, lieber Vater, wie gut bist Du gegen uns!« rief Veronika.

»Sie überschütten uns mit Wohlthaten!« fügte Bernhard bei.

»Wir wollen die Sache ganz geschäftsmäßig regeln,« » fuhr der Weinhändler fort. »Die Möbeln, wenn Ihr Sie übernehmen wollt, lassen wir so billig als möglich taxieren. Die Miethe für das Gut sollte eigentlich fünftausend Franken jährlich betragen indessen da Ihr junge Anfänger und außerdem meine Kinder seid, so wollen wir nur dreitausend dafür rechnen.«

Für derartige Bestimmungen hatten die beiden Glücklichen keine Ohren. Die Aussicht, das herrliche Landgut zu bewohnen, war für sie so verlockend, daß sie aufsprangen und den gütigen Vater mit Dankesbezeugungen überhäuften.

Der Doktor, welcher inzwischen das Zimmer verlassen hatte, kehrte jetzt zurück in jeder Hand eine Flasche.

»Komm, Frau,« rief er seiner Gattin zu, zeige einmal, daß Du noch flink auf den Füßen bist; schaffe Gläser herbei und etwas gutes zu essen, ich habe hier einen spanischen Wein, den selbst Herr Walter vorzüglich finden wird; ein Graf den ich von einem Magenleiden kurierte, hat ihn mir geschenkt. Wir müssen doch die Gesundheit des Herrn Walter und des Brautpaares trinken.«

»Ja ja, und auch die Ihre, lieber Freund,« stimmte der Weinhändler zu, »das erste Glas freilich gilt dem Glück unserer Kinder!

Die Römer wurden gefüllt und eben schickte der Doktor sich an, einen feierlichen Toast auszubringen, als er durch das Eintreten der Magd unterbrochen wurde, welche ein zusammengefaltetes Papier in der Hand hielt.

»Der Flurschütz bringt eben diesen Brief für Herrn Bernhard,« sagte sie in einer gewissen Aufregung, »er sagt, es hatte Eile und ich müsse ihn sofort abgeben.«

Bernhard nahm das Blatt und faltete es auseinander. Bei dem ersten Blick aber, den er hinein warf, entfuhr ihm ein Schreckensruf, er wurde blaß wie der Tod und sank, die Hände auf die Stirn legend, auf einen Stuhl.

»O mein Gott!« rief er aus, »ist es denn möglich? Ich muß Soldat werden!«

Wie ein vernichtender Blitzstrahl traf diese Nachricht die eben noch so glückliche Familie. Die Römer zerbrachen, der Wein floß von dem Tisch auf den Fußboden, Alle erbleichten.

Der Doktor raffte den unglückseligen Zettel von der Erde auf und begann ihn zu lesen; er enthielt einen Befehl von der Militär-Commission, wodurch Bernhard aufgefordert wurde, am nächsten Donnerstag, also über drei Tage, des Morgens um neun Uhr vor dem Revisionsrath zu erscheinen, um, falls er geeignet befunden würde, sofort nach dem Standort des ihm zugewiesenen Regiments abzureisen. Man benachrichtigte ihn gleichzeitig, daß unter keinem Vorwande welcher Art auch immer ein Aufschub gewährt werden könne und daß Säumige zu gewärtigen hätten, durch Gensdarmen gefaßt und mit aller Strenge bestraft zu

werden.

Starkmüthig wie der Doktor sich sonst stets bewiesen hatte, unter diesem furchtbaren Schlag brach auch er zusammen und sank stöhnend auf einen Stuhl.

Das Zimmer ward mit Wehklagen erfüllt, Mutter und Kinder, Bruder und Schwester fielen sich weinend in die Arme; es war als stände der Tod schon zwischen ihnen, um ihnen den herzgeliebten Sohn, Bruder und Bräutigam zu rauben.

»O Veronika!« rief der junge Mann, sich die Haare raufend, »welch' glänzende Zukunft bot sich uns dar, ein Paradies der Liebe und des Friedens lachte uns entgegen . . . und da kommt rauh und kalt dass Schicksal und zerstört,vernichtet für immer unsere schönen Träume. Ich muß in den Krieg, muß mein Blut vergießen für den Feind meines Vaterlandes! In dem wüsten, kalten Rußland werde ich einsam und verlassen sterben, Deinen theuren Namen auf den Lippen!«

Neues bitteres Schluchzen war die einzige Antwort auf des Jünglings Klage, bis endlich der Weinhändler sich faßte.

»Es ist freilich eine arge Geschichte,« sagte er, »aber sie darf uns doch nicht mutlos machen; gibt es doch noch ein Mittel, Bernhard zu retten.«

»Ein Mittel? Sie wissen ein Mittel?« fragte Christians erfreut.

»Suchen Sie doch einen Stellvertreter für Ihren Sohn.«

»Ach Herr Walter, das ist eine trügerische Hoffnung! Die letzte Aushebung hat alle tauglichen jungen Leute fortgenommen. Ich kenne hunderte von Söhnen reicher Bürger, welche eintreten mußten, wiewohl ihre Eltern sich zu den größten Opfern bereit erklärten. Stellvertreter sind längst nicht mehr zu finden.«

»Daß sie selten sind, weiß ich wohl,« versetzte Herr Walter, »aber es gibt deren noch immer; erst vor acht Tagen hat der Baron von Cranings einen Ersatzmann für seinen Sohn gestellt.«

Alle waren näher getreten und lauschten dieser Versicherung, welche einen schwachen Hoffnungsschimmer verbreitete.

»Und was mehr ist,« fuhr der Weinhändler fort, »ich habe vergangene Woche sagen hören, daß der Seelenverkäufer Steins, der bei der Kapellenkirche wohnt, noch zwei Stellvertreter auf Lager hat. Die Zeit, welche uns zur Verfügung steht, ist zu

kurz, um sie mit Aechzen zu verbringen. Wir thun am besten, wenn wir uns, jeder auf seine Hand, auf den Weg machen und suchen, bis wir einen gefunden haben.«

»Sie glauben also wirklich, dass es nicht unmöglich wäre?« fragte der Doktor.

»Ich bin fest davon überzeugt; nur kostet die Sache Geld, viel Geld. Der Baron von Cranings gab fünfzehntausend Franken, vielleicht ist Ihnen das zu viel. In dem Falle . . . «

»Zu viel, um meinen Sohn, meinen guten Bernhard vor einem sichern Tode zu bewahren?« rief der Doktor lebhaft, »um mein Kind den Händen des Menschenschlächters zu entreißen? Alles sind wir bereit dafür hinzugeben, nicht wahr Mutter, nicht wahr Catharina?«

»Ja ja, selbst die Betten, die letzten Kleider!« tönte es als Antwort zurück.

»Wohlan, Bernhard, so wollen wir den guten Rath des Herrn Walter befolgen. Komm mit mir, laß uns suchen ohne Ruhe und Rast. Finden wir einen Stellvertreter, so mag er fordern was er will, kein Opfer soll mir zu groß sein und ich will Gott noch aus den Knieen dafür danken.«

Von dem Weinhändler und seinem Sohne gefolgt verließ der Doktor das Haus, Furcht und Hoffnung im Herzen.

V.

Den ganzen Tag hindurch, bis es Nacht wurde und auch den folgenden Tag durchliefen die Drei ganz Brüssel und seine Vorstädte mit stets steigender Angst und schwächer werdendem Vertrauen.

Mitunter fiel ein Hoffnungsstrahl in ihr bekümmertes Herz, wenn sie vernahmen, bei diesem oder jenem Makler in Kanonenfutter, in dieser oder jener Straße sei ein junger Mann, der Lust verspüre, sich selbst zu verkaufen, aber jedesmal folgte alsbald die schmerzliche Enttäuschung, denn alle diese Leute, der Ausschluß früherer Aushebungen, hatten Körpergebrechen, welche sie zum Kriegsdienste unbrauchbar machten, fast Alle waren von der Revisions-Commission bereits zurückgewiesen worden.

Um seinen Sohn zu retten bot der Doktor fünfzehntausend Franken, ja er würde zur Noth noch viel mehr gegeben haben, aber die von dem Weinhändler mit so großer Zuversicht in Vorschlag gebrachte Hilfsquelle war gänzlich versiegt. Da das Fortziehen in den Krieg dem Tode völlig gleich geachtet wurde, so weigerten sich selbst die ärmsten Leute, ihr Leben für Geld in die Schanze zu schlagen.

Je nachdem die Zeit in fruchtlosen Bemühungen verlief und die Ueberzeugung Raum gewann, daß Bernhard selbst würde abreisen müssen, steigerte sich der Schrecken und die Verzweiflung im Hause des Doktors, Frau Christians und Catharina weinten den ganzen Tag und flehten unablässig zu Gott um Rettung. Veronika, von ihrer jüngeren Schwester begleitet, kam jeden Morgen und Nachmittag auf ein paar Stunden, um ihre Thränen mit denen der Andern zu vermischen, immer sehlichst der Botschaft harrend, daß sich für Bernhard ein Ersatzmann gefunden hätte.

Aber die Botschaft kam nicht, im Gegentheil, jedesmal, wenn der Doktor und sein Sohn für einige Augenblicke nach Haus zurückkehrten lautete der traurige Bescheid:

»Nichts, ach noch immer nichts!«

Und dann sanken die armen Frauen schluchzend und klagend auf ihre Stühle nieder und erfüllten das Zimmer mit herzzereißendem Jammern, bis der, welcher ihrer Verzweiflung neue Nahrung gegeben hatte, wieder zur Thür hinauseilte, um seine Forschungen fortzusetzen.

Im Zustande der peinlichsten Unsicherheit, unter Zagen, vorübergehendem Hoffen und nur in begründetem Fürchten war man so bis zu der Mitte des dritten Tages gekommen; am nächsten Morgen sollte Bernhard vor der Revisions-Commission erscheinen, um sein Urtheil in Empfang zu nehmen.

Der Doktor ließ jetzt alle Hoffnung auf einen Stellvertreter fahren, er wollte nur noch versuchen, einigen Aufschub zu erlangen. Jeder Lag war Gewinn und es war ja doch immer noch denkbar, dass sich, wenn ihm nur noch zwei bis drei Tage Aufschub vergönnt würden, ein Ausweg zeigte.

Von diesem Gedanken angespornt ging er zum Präfecten, zum Militärcommissar, zum General; er streute das Geld mit vollen Händen aus, um zu diesen hohen Beamten Zulaß zu gewinnen und bat dann mit Thränen in den Augen um ein mildes Verfahren.

Die Befehle des Kaisers waren äußerst streng, man mußte ohne Verzug alle Dienstpflichtigen einstellen und den Obrigkeiten war ausdrücklich verboten, auch nur einen einzigen Tag Aufschub zu bewilligen. Man sagte dem Vater, daß jetzt die Zeit gekommen sei, wo Jeder dem Vaterlande seine Schuld bezahlen müsse, und wenn auf seinen Sohn daß Loos gefallen sei, so solle er sich damit zu trösten, dass Hunderttausende mit ihm dasselbe Schicksal theilten.

Damit war der letzte Hoffnungsschimmer vernichtet; Alles war versucht worden, nichts konnte das traurige Schicksal abwenden; mit blutendem Herzen mußte man sich in dass Unvermeidliche fügen.

Nur mühsam seine Tränen zurückhaltend schlich der Doktor von dem letzten schweren Gange durch die Aremberger Straße seiner Wohnung zu; er schlug die Augen nieder, murmelte traurige Worte vor sich hin und wankte auf den auf den Füßen, als hätte er bei einem Glase Wein des Guten zu viel gethan.

Da wurde er plötzlich aus seinem trüben Sinnen aufgeschreckt durch Jemanden, der ihn auf die Schulter klopfte und ihm freudig zurief:

»Guten Tag, Christian; ich muß Ihnen rasch eine frohe Nachricht melden!«

»Eure frohe Nachricht?« wiederholte der Doktor und ein Hoffungsstrahl erhellte seine Züge, »Gott gebe, daß dem so sei! Sprechen Sie schnell, lieber Freund.«

Ganz in seine Gedankenrichtung vertieft zweifelte er nicht, daß der Viehhändler — denn dieser war es — ihm von einem Stellvertreter für Bernhard reden würde.

Der Andere aber ergriff seine Hand und sagte lebhaft:

»Sie wissen doch, dass mein Jakob, der Soldat werden mußte, mit der großen Armee nach Rußland gezogen war. Seit Monaten hatten wir keinen Brief mehr von ihm erhalten noch sonst Etwas über ihn erfahren können, ja wir hatten ihn bereits als todt beweint und viele h. Messen für ihn lesen lassen. Und nun denken Sie sich unsere unaussprechliche Freude: Jakob lebt! Vollkommen frei für immer kehrt er am nächsten Samstag nach Brüssel zurück. Wie, Sie gratulieren mir nicht?«

»Freilich, freilich, von Herzen,« antwortete der Doktor, noch schmerzlich bewegt durch die getäuschte Erwartung. »Und frei vom Dienst für immer? Wie ist denn das möglich?«

»O man sagt mit Recht, daß es glückliche Unglücksfälle gibt,« versetzte der Viehhändler. »Vor ungefähr zwei Monaten wurde mein Sohn, von einer Kugel verwundet, nach einem blutigen Gefechte vom Schlachtfelde getragen. Nach langen Leiden genas er, hinkt jedoch, da das linke Bein kürzer geblieben ist als das andere. Nach und nach meint er würde sich das gänzlich verlieren, einstweilen aber kann er dem Heere nicht folgen, daher hat man ihn verabschiedet und für frei erklärt. Ich gestehe nun frei, Christians, daß Sie nicht allein ein Glücksvogel sind, sehen Sie, ich bin so von Herzen froh, dass ich allen mir Begegnenden um den Hals fallen möchte. Kommen Sie mit mir, alter Freund, machen Sie mir die Freude, ein Glas Wein auf die Rückkehr meines Jungen mit mir zu leeren: ich hole eine Flasch vom dem besten, den ich im Keller habe.«

Damit legte er seinen Arm in den des Doktor's und ging mit ihm die AreMBERGERstraße hinauf.

»Wein trinken? Wein trinken?« seufzte der Doktor mit schmerzlichem Lächeln. »Nein, lassen Sie mich, ich muß eilig nach Haus.«

»Sie haben doch keinen Kummer?« fragte der Viehhändler erstaunt.

»Kummer? Das Herz zieht sich mir vor Leid in der Brust zusammen. O, Freund Mark, Sie sagten mir unlängst, ich sei der glücklichste Mensch von der Welt, und ich leugnete nicht, das: Gott bis dahin milde geführt. Nun aber würde ich bereitwillig alles Glück meines Lebens hingeben, wenn ich dadurch das entsetzliche Unglück, das mich bedroht, abwenden könnte.«

»Ein entsetzliches Unglück? Ihre Frau ist doch nicht . . . «

»Mein Bernhard muß Soldat werden; Sie wissen aus eigener Erfahrung, was dass sagen will.«

»Bernhard muß fort? In den Krieg?« rief der Viehhändler voll innigen Mitgeföhls, »wer hätte das gedacht! Armer Freund Christians, ich verstehe Ihren Schmerz, er fällt mir wie ein Nachtfrost auf meine Freude.«

»So wechselvoll ist das Leben,« murmelte der Doktor; »ein Augenblick reicht hin, um den Glücklichen in den Abgrund der Verzweiflung zu stürzen! Sie erhalten Ihren Sohn zurück, den Sie verloren wähten, ich verliere den meinen, den ich sicher geborgen glaubte — und das gerade in dem Augenblick, wo die Verlobung mit Veronika Walter gefeiert werden sollte. Meine Ruhe, mein Glück ist nun auf immer dahin; und meine arme Frau! Wird sie nicht dem herben Leid erliegen?«

Schweigend setzten sie eine Weile ihren Weg fort; auch der Viehhändler war ernst und still geworden.

»Es ist entsetzlich,« sagte er, »ihr Bernhard Soldat, ich kann es kaum glauben. Wann muss er fort?«

»Morgen erscheint er vor dem Revisionsrath, und unmittelbar darauf wird er uns entrissen.«

»Schon morgen! Konnten Sie denn keinen Ersatzmann seine bekommen?«

»Ich gäbe gern zwanzigtausend Franken dafür, doch ist keiner

mehr aufzutreiben.«

»Rar sind sie allerdings, aber daß gar keiner mehr zu haben sein sollte . . . «

»Wenn Sie wüsten, wie ich seit drei Tagen danach umhergelaufen bin, wie ich Himmel und Erde in Bewegung schon gesetzt habe! In Brüssel gibt es keine Straße mehr, welche ich nicht zwei- dreimal durchstöbert, kein Seelenverkäuferbüro, wo ich nicht angeklopft hätte, aber Alles vergebens. Nun kehre ich nach Hause zurück mit der Gewißheit, daß nichts mehr zu machen ist.«

Der Viehhändler ließ wieder eine Weile vorübergehn; dann sagte er tröstend:

»Ihr Unglück ist freilich groß, Freund Christians; die Noth eines Vaters, wenn er im Geiste seinen Sohn auf die Schlachtfelder begleitet, läßt sich in Worten nicht ausdrücken. Aber alle Soldaten ohne Ausnahme müssen doch nicht sterben, Sie sehn, mein Jakob kehrt ja auch frisch und gesund zurück, warum sollte Ihrem Bernhard nicht ein gleiches Glück widerfahren? Es ist eben eine Lotterie; wer eine gute Nummer zieht . . . «

Der Doctor schüttelte traurig den Kopf.

»Das Glück hat mir den Rücken gewendet,« murmelte er.

Sie hatten inzwischen den Hügel am Thiergarten erreicht.

Des Doktors Hand zum Abschied ergreifend sagte der Viehhändler:

»Lassen Sie den Muth nicht sinken, lieber Freund, wer weiß, vielleicht finden sie in der letzten Stunde noch, was Sie suchen. Sie waren stets so glücklich, es will mir nicht in den Sinn, daß des Himmels Gunst sich so plötzlich von Ihnen sollte gewendet haben. O, wenn ich vernähme, daß es Ihnen gelungen wäre, Bernhard zu Haus zu behalten, ich glaube ich spränge vor Freuden hoch auf. — Auf Wiedersehen!

Langsam setzte Christians seinen Weg fort, die Worte seines Freundes hatten ihm weder Trost noch Ermuthigung gegeben, die nackte Wahrheit grinste ihm in all' ihrer Furchtbarkeit entgegen.

Ein Gefühl des Neides wollte sich in ihm regen. Der Sohn des Viehhändlers kehrte am Samstag wohlbehalten und frei in die Arme seines Vaters zurück, und sein armer Bernhard befand sich

an demselben Tage vielleicht schon weit von Haus, auf dem Wege zu einem bevorstehenden Blutbade.

Bald jedoch unterdrückte er die seinem edlen Herzen so fremden Regungen, er beugte das Haupt unter dem Druck seines Schmerzes und näherte sich mit unsicheren Schritten seinem Hause.

Am Namer Thor zögerte er einen Augenblick; es war ihm, als müsse er wieder umkehren. Welchen Bescheid sollte er nun seiner tiefbetrübten Familie bringen? Es war ihm, als hörte er ihre Ausrufe der Verzweiflung, als sähe er ihre Thränen fließen. Zitternde Lippen flehten um ein Wort des Trostes und er mußte den letzten Funken Hoffnung in den blutenden Herzen auslöschen.

Gleichwohl ließ sich nichts daran machen, er mußte auch diesen Leidenskelch leeren. Christians wandte sich seinem Hause zu und wollte eben den Schlüssel aus der Tasche ziehen, als die Thür schon geöffnet wurde durch die Magd, welche wahrscheinlich bereits nach ihm ausgesehen hatte.

»Herr Doktor, im Wartezimmer sitzen schon seit Stunden fünf oder sechs Kranke,« sagte sie.

»Kranke! Kranke!« murmelte der Doktor ungeduldig, »heute steht mir der Sinn nicht nach solchen Dingen, ich bin kränker als sie.

»Sie wollten durchaus nicht fortgehen,« bemerkte das Mädchen.

»So mögen sie noch etwas warten; vielleicht ist es mir über ein Kleines klarer im Kopf.

Er schritt nun durch den Gang in das Wohnzimmer, wo er seiner Frau und seine Kinder, sowie Veronika mit ihrer Schwester fand; alle saßen in stummer Trauer schweigend beisammen, sprangen jedoch gleichzeitig auf, als sie ihn eintreten sahen und eilten ihm mit fragenden Blicken entgegen.

»Nichts, nichts, Kinder, Alles ist verloren« Mehr vermochte er nicht hervorzubringen.

Unbeschreiblich war die Trauer, welche diese Worte verursachten, man hörte nur weinen und klagen, und dazwischen die Ausrufe: Soldat, Blut, Tod, Tyrann und ähnliche mehr.

Der Doktor faßte sich zuerst; er versuchte sogar seinen verzweifelnden Angehörigen eine Hoffnung einzuflößen, die er selbst nicht theilte. Zuerst erzählte er von der glücklichen Heimkehr des Sohnes seines Freundes und wies darauf hin, daß es eine Uebertriebenheit sei zu behaupten, keiner der Ausgehobenen komme in das Vaterhaus zurück. Außerdem seien noch etwa zehn bis zwölf Boten unterwegs, die nach einem Ersatzmann für Bernhard suchten, und man könne nicht wissen, ob nicht Einer von ihnen erfolgreich wäre. Schwach wie die Zuversicht sei, dürfe man doch den Muth nicht verlieren; so lange das Schicksal sich nicht erfüllt habe, müsse man auf den Beistand des Himmels bauen.

Hatten seine Worte wirklich einen beruhigenden Einfluß oder waren Alle vom Weinen und Klagen erschöpft? Allmählich wurde es wieder still im Zimmer.

Doktor Christians fühlte das dringende Bedürfnis, nach der aufreibenden und anstrengenden Thätigkeit des Tages in der Einsamkeit etwas zu ruhen.

»Einige Kranke erwarten mich,« sagte er, »ich darf ihnen meine Hilfe nicht vorenthalten. Faßt mich, so gut es eben angeht, ich bin sogleich wieder bei Euch.«

Er begab sich in sein Kabinet und wies die Magd an, die Kranken der Reihe nach einzulassen. Zerstreut hörte er ihre Klagen an, schrieb ihnen Heilmittel auf und entließ sie.

Von der unter diesen Umständen peinlichen Amtspflicht befreit setzte er sich an den Tisch, stützte den Kopf auf die Hand und versenkte sich ganz in den Gedanken an sein Unglück. Im Geiste sah er seinen Sohn mit durchbohrter Brust auf einen Leichenhaufen niedersinken, sah ihn krampfhaft die Hand gegen das Herz pressen, um das hervorquellende Blut zurückzuhalten. Er hörte seinen Hilferuf, aber in dem Donner der Kanonen, dem Gewieher der Pferde, dem Getümmel des Kampfes verhalte die ersterbende Stimme. Niemand kam . . . und der Vater, mußte fern sein, während sein einziger Sohn verlassen und sterbend auf dem Schlachtfelde lag.

Welche Gewalt er auch anwenden mochte, das entsetzliche Bild zu bannen, immer kehrte es zurück, so dass der arme-Doktor endlich blaß wie eine Leiche dasaß, die weit geöffneten Augen in

die Leere gerichtet, als sähe er in Wirklichkeit, was seine erregte Phantasie ihm vorspiegelte.

»Herr Doktor,« meldete jetzt die eintretende Magd, »es ist ein Herr im Vorzimmer, der Sie durchaus sprechen will; er sagt, daß er große Eile habe.«

Christians starrte sie an, als habe er sie nicht recht verstanden. Die Magd wiederholte ihre Meldung.

»Ich wünsche jetzt Ruhe zu haben,« sagte der Doktor unwirsch, »der Herr mag zu einer andern Zeit wiederkommen, ich bin heute für Niemanden mehr zu sprechen.«

Das Mädchen ging, kehrte aber im nächsten Augenblick zurück. Schon wollte der Doktor seiner Ungeduld die Zügel schießen lassen, als sie ihm zu verstehen gab, daß der betreffende Herr ihm Etwas über einen Stellvertreter mitzutheilen wünsche.

Nicht so bald hatte Christians dies vernommen, als er ausrief:

»Schnell, schnell, Therese; laß den Herrn sogleich zu mir kommen!«

»Täuschen mich meine Augen nicht?« rief er dann, den Eintretenden verwundert betrachtend, »Sie, Wilhelm Hoofs, bringen mir eine Nachricht, nach der ich so sehr verlange?«

»Jawohl Herr Doktor,« versetzte der junge Mann; »seit ein paar Stunden erst erfuhr ich ganz zufällig in welcher traurigen Lage Sie sich befinden . . . «

»Und da sind Sie, eingedenk des Dienstes, den ihnen vor einiger Zeit erweisen konnte, ausgegangen, um einen Stellvertreter für meinen Sohn zu suchen? Das war brav! Sollte der Allgütige Sie zum Werkzeug für die Rettung meines Kindes erwählt haben? Sprechen Sie, sprechen Sie, haben Sie einen Ersatzmann gefunden?«

»Es ist wie Sie sagen. Freuen Sie sich Herr Doktor, Ihr Sohn braucht nicht in den Krieg, ein Anderer wird seine Stelle vertreten.«

»Ist es ein tauglicher junger Mensch?«

»Durchaus tauglich; er hat sich bereits von einem Militärarzt untersuchen lassen.«

»Wer ist denn dieser vom Himmel gesandte Helfer? Wo wohnt er?«

»Er steht vor Ihnen Herr Doktor.«

Christians fuhr erschreckt zurück, so groß war sein Staunen.

»Sie, Wilhelm Hoofs, Sie wollten Soldat werden statt meines-Sohnes?« rief er aus. »Unmöglich! Sie wollten eine ganze Familie von der Verzweiflung retten?«

»Warum nicht Herr Doktor?«

»Sie haben eine Mutter.«

»Allerdings, eine zärtlich geliebte Mutter.«

»Und dürfen sie nicht verlassen. Das Gesetz selbst verbietet denen, welche als einzige Kinder frei von der Dienstpflicht sind, Soldat zu werden ohne die schriftliche Einwilligung ihrer Eltern.«

»Meine Mutter hat diese Einwilligung bereits gegeben.«

»Wie kann das sein? Sie, die so an ihrem Sohne hängt!«

»Sehn Sie, Herr Doktor, als ich von Ihrem Unglück Kunde erhielt, erinnerte ich mich daran, wie Sie einst voll Güte fünfhundert Franken einem Menschen liehen, der als Straßenräuber zur Nachtzeit das Messer auf Ihre Brust gezückt und wie Sie um diesen Preis seine Ehre und seiner Mutter Leben erkaufen. Da gab Gott selbst mir den Gedanken ein, diese Gelegenheit zu benutzen, um nicht nur meine pekuniäre, sondern zugleich einen Theil meiner Dankschuld an Sie abzutragen. Ich wußte, daß meine Mutter im ersten Augenblicke zurückschrecken würde, aber ich kenne ihr Herz. Was zwischen uns vorgefallen ist, Herr Doktor, was mich zum Verbrechen trieb, habe ich ihr erzählt, ohne das Geringste zu verschweigen, und da brauchte ich ihr nicht erst klar zu machen, welchen Dank wir dem edlen Manne schulden, der, nachdem er ihr durch seine Wissenschaft das Leben gerettet, auch ihren Sohn vor Schmach und Schande behütet hat. Zwar weinte sie lange bitterlich . . . «

»Sie weinte, die arme Mutter!«

»Ja sie weinte, aber unter ihren Thränen rief sie aus: Geh, Wilhelm, und erfülle Deine Pflicht gegen unsern Wohlthäter, geh, mein Kind, ich werde für Dich beten und Gott wird Dich sicher beschützen!«

Der Doktor fühlte sich versucht, dem jungen Mann um den Hals zu fallen, doch bezwang er seine Erregung.

»Ach, die zahllosen Enttäuschungen, welche ich seit drei Tagen

ausgehalten habe, machen mich mißtrauisch,« sagte er. Wilhelm, ist Ihr Entschluß auch nicht ein übereilt? Werden Sie nicht wanken? Sind Sie auch ganz klar über daß, was Sie thun?«

»Vollkommen klar, Herr Doktor. Wenn Sie mein Anerbieten ablehnen würde ich tief unglücklich sein.«

»Und was für Bedingungen stellen Sie?«

»Keine!«

»Wie, ich habe Sie wohl nicht recht verstanden. Ich bot fünfzehntausend Franken für einen Stellvertreter; diese Summe steht zu ihrer Verfügung, und außerdem quittiere ich natürlich über den Betrag, den ich Ihnen vorgeschossen habe.«

Ein Ausdruck der Trauer verdunkelte des Jünglings Züge, er schüttelte mißbilligend den Kopf.

»Vielleicht ist Ihnen nicht genug,« sagte Christians, »sprechen Sie frei heraus, ich bin zu den größten Opfern bereit.

»Ihre Worte betrüben mich,« versetzte Wilhelm Hoofs. »Welches Verdienst würde meine That in den Augen Gottes haben,« wenn ich mir Geld dafür bezahlen ließe. Ach ich bitte sie, sprechen Sie nicht mehr davon! Glauben Sie denn, ich würde für Geld mein Leben verkaufen? Nein, ich gebe mein Leben freiwillig und gern dem zurück, dem ich es verdanke. Lassen Sie mich Ihren Sohn befreien, lassen Sie mich glauben, daß ich meinen Wohlthäter beglücken kann.«

Jetzt konnte der Doktor seine Freude nicht länger beherrschen; mit Thränen der Rührung drückte er den jungen Mann an sein Herz. Dann faltete er die Hände und pries den Herrn, der so wunderbar gefügt, daß er eine kranke Frau heilen und ihren Sohn von der Verzweiflung retten konnte, um sich dadurch das Glück zu bereiten, das ihm jetzt zu Theil wurde.

»Kommen Sie, Wilhelm, lassen Sie uns meinem Sohne und meiner Frau die frohe Nachricht bringen,« rief er endlich, »sie werden außer sich sein vor Seligkeit.«

Wilhelm aber hielt ihn zurück.

»Herr Doktor,« sagte er, »schenken Sie mir noch einige Augenblicke und hören Sie mich geduldig an. Ich stellte Ihnen keine Bedingungen, möchte aber gleichwohl eine Bitte an Sie richten. Meine Mutter ist nun ganz allein, und . . . «

»O, an Ihre Mutter habe ich auch schon gedacht! Sie wollen kein Geld . . . «

»Das wird auch meine Mutter ausschlagen, . . . wenigstens, wenn Sie ihr anbieten als Lohn für das, was ich zu thun im Begriff bin.«

»Sie wird es ausschlagen?« wiederholte der Doktor erstaunt. »Was sind Sie doch für Leute! Wovon will sie denn leben? Sie ist arm . . . «

»Dreihundert Franken hatte ich durch Arbeiten außer der Zeit und Sparen bereits erübrigt, um meine Schuld gegen Sie abzutragen. — Bitte, lassen Sie mich ausreden, unterbrechen Sie mich nicht. Dieses Geld, das ich Ihnen Sie nun nicht mehr anbieten darf, wird sie die nächste Zeit vor Mangel schützen; auch kann sie ja noch arbeiten. Meine Bitte bezweckt etwas Anderes. Meine Mutter wird alt, dieses Alleinsein, die Einsamkeit ist es, die ich für sie fürchte. Da ich nun ihre große Menschenliebe kenne, wage ich Sie zu bitten, daß Sie mitunter zu ihr gehn, um sie zu trösten und ihr von mir zu sprechen, bis ich heimkehre.«

»Weiter, weiter,« murmelte der Doktor, »ist das Alles?«

»Versprechen Sie mir, Herr Doktor, daß Sie über meine gute Mutter wachen wollen . . . Und sollten ihre Kräfte nicht ausreichen, ihr daß tägliche Brod zu erwerben, so seien Sie ihr gütiger Fürsorger. Wenn ich diese Gewißheit habe, reise ich beruhigt ab.

»Mehr also wagen Sie von dem guten Doktor von Elsene für die Rettung seines Sohnes nicht zu erbitten?« rief Christians. »Ihre Mutter soll nicht verlassen, nicht allein sein, sie hat keine Noth zu befürchten. In dem edlen Wettstreit zwischen Ihnen und mir, Wilhelm, muß ich freilich unterliegen, aber ganz will ich doch nicht hinter Ihnen zurückbleiben. Von heute an betrachte ich Ihre Mutter an zu meiner Familie gehörig, sie soll bei uns wohnen, wir werden voll dankbarer Liebe für sie sorgen. Sind Sie nun zufrieden?«

Wilhelm ergriff des Doktors Hand und drückte sie an seine Lippen, doch dieser wehrte alle weiteren Danksagungen ab, indem er den Jüngling mit sich fortzog, der Thür zu.

»Kommen Sie jetzt,« sagte er, »Sie müssen Zeuge der Glücks sein, das Sie verursachen.«

»Mein Geheimniß, mein Geheimniß?« flüsterte Wilhelm

besorgt.

»Fürchten Sie nichts; kein Wort wird davon erwähnt.«

Und schon hatten sie die Thür des Wohnzimmers erreicht, wo die Familie noch immer in stiller Trauer versammelt saß.

»Lobt Gott!« rief der Doktor, »Bernhard ist gerettet! Er braucht nicht Soldat zu werden, hier ist sein Stellvertreter! Zweifelt nicht länger, der Schlag ist abgewendet; statt über Deine Abreise zu weinen, Bernhard, feiern wir bald Deine fröhliche Hochzeit!«

Freudenrufe unterbrachen seine Worte, die Hoffnung glänzte auf allen Gesichtern; gleichzeitig sah man aber auf den anständig gekleideten jungen Herrn, der keineswegs der Menschenklasse anzugehören schien, aus der sonst die Stellvertreter hervorzugehen pflegten.

»Ich verstehe Eure fragenden Blicke, Kinder,« sagte der Doktor. »Herr Wilhelm Hoofs ist kein gewöhnlicher Ersatzmann; ich habe einst seiner Mutter das Leben wiedergegeben und ihr und ihm außerdem noch einen Dienst erweisen können; aus reiner Dankbarkeit will er nun statt Deiner in den Krieg ziehn, Bernhard, jede Belohnung, jede Belohnung weist er von sich ab. Mehr brauche ich wohl nicht zu sagen, um unsere Stellung ihm gegenüber zu kennzeichnen.«

Bernhard eilte auf den Jüngling zu und schloß ihn in seine Arme, er nannte ihn seinen Befreier, seinen Wohlthäter, seinen Bruder, Veronika und die Uebrigen folgten seinem Beispiel. Dankgebete stiegen zum Himmel auf; Frau Christians vergoß Thränen der Rührung, Catharina sprang vor Freude im Zimmer umher.

»Hört Kinder,« sagte endlich der Doktor, »unsere Dankbarkeit darf sich nicht nur in Worten äußern. Der gute Wilhelm Hoofs verzichtet zwar auf jeglichen Lohn, aber wir haben dennoch ein Mittel, wenigstens einen Theil unserer Schuld an ihn abzutragen: er hat eine alte Mutter, und es schmerzt ihn, sie allein in lassen. Da habe ich ihm denn versprochen das; sie bei uns wohnen und wie ein Glied der Familie behandelt werden soll.«

»O das ist gut, das ist schön!« jubelten Alle, »wir wollen wetteifern, ihr das Leben leicht und angenehm zu machen.«

»Ich werde eine Schwester in ihr sehen,« sagte Frau Christians.

»Und ich will sie lieben wie eine zweite Mutter,« fügte Catharina bei.

»Laßt sie doch mit uns auf das schöne Gut nach Brendale ziehen,« sagte Veronika.

»Nun, das geht nicht, antwortete der Doktor, »sie bedarf einer Genossin von ihrem Alter. Meine Frau wird mit ihr plaudern, mit ihr spazieren gehn, sie niemals verlassen und vor allem Verdruß und Leid bewahren. In unserm schönsten und luftigsten Zimmer das die Morgensonne hat und die Aussicht in den Garten, soll die Mutter unseres Retters schlafen.«

Wilhelm Hoofs stand mitten im Zimmer, er suchte vergebens die Tränen zu verbergen, die aus seinen Augen rannen. Hatte er doch geglaubt, nur eine Pflicht zu erfüllen und nun sollte das Leben seiner Mutter sich in Folge dieser Pflichterfüllung so schön und angenehm gestalten!«

»Ich muß jetzt gehn und die Papiere holen, welche noch auf dem Rathhause liegen, sagte er endlich sich fassend. »Zu der bestimmten Zeit werde ich mich als Stellvertreter von Bernhard Christians der Revisions-Commission vorstellen. Also bis morgen Herr Doktor.«

Alle begleiteten ihn mit erneuten Versicherungen des Danks bis an die Hausthür.

»Ach, Sie rechnen mir das Opfer viel zu hoch an,« sagte er, »der Glückliche von und Allen bin doch ich.«

»Herr Wilhelm!« rief Frau Christians ihm nach, »sagen Sie Ihrer lieben Mutter, dass ich sie sogleich in dem Wagen meines Mannes abholen werde. Sie muß den Abend bei und zubringen und die Bekanntschaft ihrer neuen Freunde und ihrer zukünftigen Wohnung machen.«

»Dank, tausend Dank! Bis morgen!« murmelte der junge Mann, während er sich eilends entfernte.

Am folgenden Tage erschien er vor dem Revisionsrath, wurde angenommen und begab sich zum Heer. Er blieb viele Jahre im Dienst, wurde Offizier und erhielt für seine Tapferkeit auf dem Schlachtfelde das Kreuz der Ehrenlegion.

Daß Gott die edlen Ebenen belohnt und den guten Menschen ein langes Leben gewährt zeigt der Anfang unserer Erzählung, wo

wir Wilhelm Hoofs am Arme des neunzigjährigen Doktor Christians wiederfinden.

Und nun wissen wir, daß das Band, welches die beiden alten Freunde so innig hielt, kein anderes war als das heilige Band der Dankbarkeit

- E n d e -